

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

8 (18.4.1937)

Die badische Schule

Sachbearbeiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 13b

Aus dem Weltkrieg hat der deutsche Frontsoldat das Erlebnis der Frontkameradschaft heimgebracht. Das Köstlichste, was die nationalsozialistische Bewegung ihrer eigenen nennt, ist ebenfalls die Kameradschaft eines 14-jährigen Kampfes. Aus dieser Kameradschaft des Kampfes ist die Kameradschaft der Arbeit entsprungen. Das Zusammenwirken zwischen einem starken Instinkt und einem hellen Bewußtsein, einer inneren Wahrhaftigkeit gegenüber dem Schicksal unserer Zeit ist durchführbar nur in kameradschaftlicher Arbeit.

Das ist ein Wert, den wir pflegen müssen im Bewußtsein dessen, daß die Sendung des Nationalsozialismus, die wir viel früher schon als groß empfunden haben, gerade in der jetzigen Epoche zu neuer Macht sich fortentwickelt hat zum Segen Deutschlands, Europas und der Welt.

Alfred Rosenberg auf dem Reichsparteitag 1937.

Stilwandel des Glaubens im „Zeliand“.

1. Standort der alten Wissenschaft.

In der großen Auseinandersetzung über das Geisteserbe des Deutschtums, die die Gegenwart erfüllt, ist dem alt-sächsischen „Zeliand“ von Anbeginn eine Bedeutung zugewiesen worden, die er im verflossenen Zeitalter nicht besaß und nicht besitzen konnte. Dabei ist es nicht so, daß die Vergangenheit ungerechte Werturteile gefällt hätte, die wir widerlegen müßten. Seitdem Schmeller¹ das alte Gedicht der Öffentlichkeit wieder zugänglich machte und mit dem noch heute gebräuchlichen Namen versah, hat es viel Anerkennung — bedingte und unbedingte — gefunden. Eigentliche kritische Hinrichtungen finden wir kaum. Selbstverständlich hat es an Meinungsverschiedenheiten zwischen den wissenschaftlichen Junggenossen nicht gefehlt. Aber im ganzen ist das Urteil der Wissenschaft doch ausgesprochen wohlwollend, und Zeusler² bietet das Endergebnis — ein freudiges Ja, ebenso fern von der Kleinlichkeit Scherer's³ wie von dem Gefühlsüberschwang Vilmar's⁴. Auch erlebten schon die besten unter den älteren Forschern diese Dichtung wie wir als eine seltsame und ergreifende Blüte frühdeutscher Christlichkeit. Aber eben hier, in Auffassung und Wertung ihres weltanschaulichen Gehalts, scheiden sich die Wege der Zelianddeuter von gestern und heute.

Zwei Thesen hat die Zeliandforschung mit außergewöhnlicher Zähigkeit bis in unsere Tage hinein behauptet. Die erste besagt: Der „Zeliand“ wurde im Auftrag Kaiser Ludwigs des Frommen von einem sächsischen Geistlichen verfaßt. Er sollte die innerlich widerstrebenden und zäh am Überkommenen haftenden Stammesgenossen dadurch für den neuen Glauben gewinnen, daß er ihnen die Heilslehre gleichsam ins Sächsische übersetzte, sie in den natürlichen Raum ihrer heimatlichen Umwelt hineinstellte und auf sie übertrug, was nur immer aus dem sächsischen Lebensumkreis sich übertragen ließ. Gäbe diese These allein ausreichende Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des „Zeliand“, so würde das, was seine Eigenart ausmacht, nur kulturgeschichtlichen Reiz haben. Dann wäre er lediglich ein mönchisches Tendenzprodukt, „das uns die fränkische Missionstätigkeit unter Ludwig dem Frommen, etwa um 830, veranschau-

licht“⁵. Und er wäre, seiner geistigen Herkunft und seinem geistigen Wesen nach überhaupt nicht sächsisch und sächsisches Wesen kennzeichnend, sondern fränkisch-christlich.

Nun stützt sich aber die ganze These auf eine Überlieferung, deren Zuverlässigkeit in keiner Weise verbürgt und auch in der Wissenschaft keineswegs unangefochten geblieben ist. Jedenfalls ist sie ganz unglaubwürdig. Sie widerstreitet einmal allem, was wir sonst von Kaiser Ludwig, seiner strengen und engen Kirchlichkeit und seiner Abneigung gegen alle germanische Überlieferung wissen. Unmöglich ist zweitens die Annahme, daß sich bodenständige, ganz im Heimischen verankerte sächsische Bauern durch einen solchen Nummenschanz hätten täuschen lassen. Gegen eine solche Möglichkeit hat sich mit Recht schon Zeusler ausgesprochen⁶. Und schließlich: Wenn hier einfach ein kluger Pädagoge am Werke wäre, würde der „Zeliand“ niemals als Dichtung wirken, niemals würden wir so den Zauber, der aus ihm unvergänglich über die Jahrhunderte strahlt, begreifen können. Selbst wenn die Überlieferung richtig wäre, würde sie allenfalls den äußeren Anlaß, niemals den inneren Ursprung des „Zeliand“ treffen können.

Die zweite These geht auf die geistesgeschichtliche Stellung des Werkes und nimmt es als Beispiel für die rasche Aufnahme des Christentums in Sachsen. Auch hier hat schon Zeusler⁷ darauf hingewiesen, daß aus der Leistung eines hochgebildeten, nicht im Volk, sondern im Kloster lebenden Mannes nicht einfach Schlüsse auf die Anschauungen der Sachsen und auf ihre Einstellung zum Christentum gezogen werden können.

Diese anfechtbaren Thesen verdanken ihr zähes Leben wohl in erster Linie dem Umstand, daß sie sich zwanglos in die Gesamtaufassung einfügen, die sich im Bereich der älteren Forschung über den „Zeliand“ gebildet hat. Wer sich mit der schlechthin entscheidenden Frage, nämlich der nach dem inneren Verhältnis von Christlichem und Germanischem in unserer Dichtung befaßte, glaubte dem germanischen Element ohne weiteres eine dienende Rolle zuweisen zu können. Der germanische Strom, so schien es, wurde durch ein christliches Medium geleitet, also die germanische Substanz verwandelt, während die christliche im Kern unverändert blieb. Demgemäß nahm man das Werk günstigstenfalls als eine auf deutschem Boden erwachsene eigenartige Schöpfung „christlicher Poesie“, als Äußerung naiver frühmittelalterlicher Frömmigkeit.

⁵ So noch in dem durchaus völkisch gerichteten Quellenheft von Knöpp, „Karl und Widukind“. Frankfurt a. M., 1935, S. 41, Anm.

⁶ A. a. O., S. 14.

⁷ A. a. O., S. 12.

¹ „Zeliand“. Poema Saxonum seculi noni, primum ed. J. A. Schmeller, Stuttgart, 1830.

² Andreas Zeusler, „Der Zeliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der alt-sächsischen Genesis“. Leipzig, 1921, Einführung.

³ Wilhelm Scherer, „Geschichte der deutschen Literatur“. 6. Aufl. Berlin, 1891, S. 46 ff.

⁴ A. F. C. Vilmar, „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“. 27. Aufl. Marburg, 1911, S. 26 f.

In dieser Ansicht ließ man sich um so weniger beirren, als der Dichter selbst sie zu bestätigen schien. Die schöne Legende, daß er ein schlichter Sohn des sächsischen Volkes gewesen sei, dem Gott die Gabe des Gesanges verlieh, die frohe Botschaft zu verkünden, ließ sich leicht als entlehnt nachweisen und aus dem Werk selbst widerlegen. Der Verfasser war unzweifelhaft ein gelehrter Mönch, und die Forschung hat nicht veräuht, uns seine wissenschaftlichen Hilfsmittel namhaft zu machen. Und wie die Gelehrsamkeit, so war die Frömmigkeit dieses Mönchs nicht wohl zu bestreiten. Nicht zu überhören war die Stimme des Predigers, die immer wieder aufklang, mit Händen zu greifen der Eifer des Missionars wie die geschickte Technik des Pädagogen. Unermüdlich suchte der Dichter die Glaubenssätze und Lebensvorschriften des Christentums seinen Hörern einzuhämmern, auch solche, die nicht nur germanischem Empfinden, sondern selbst den germanisch gehaltenen Teilen seines eigenen Werks widersprachen. Nichts lag also näher, als überall dort, wo der Verfasser doch etwa christliche Anschauungen fortließ oder germanisch umbildete, lediglich taktische Haltung, fluge Rücksichtnahme auf die Empfindungsweise des Volkes zu vermuten.

So geschlossen und lückenlos demnach die ältere Anschauung vom Seliand dasteht — für uns liegt heute ihre Einseitigkeit und Oberflächlichkeit klar zutage. In allen ihren Festsetzungen sehen jene Forscher die Dinge — bewußt oder unbewußt — vom Standort des fränkischen Reichs und der christlichen Kirche aus, auf den sie — aller „Objektivität“ zum Trotz — von vornherein verwiesen wären. Sie nehmen damit zur Seliandfrage dieselbe Stellung ein wie die politischen Historiker etwa zur Widukindfrage. Das ist kein Zufall: Beide Fragen gehören nicht nur sachlich, sondern auch weltanschaulich zusammen, und wo die eine zur Erörterung steht, wird durchweg auch die andere ange schnitten. Damit aber stoßen wir auf den Punkt, wo wir von der überlieferten Meinung abweichen: Wie wir nach Baeumlers Wort⁸ „Karl von Widukind her sehen und nicht Widukind von Karl“, so müssen wir auch hier einen Frontwechsel vornehmen. Dieser Wandel hängt mit der Geburt einer neuen, einer völkischen Weltanschauung notwendig zusammen, und unter ihrem Einfluß ringt sich nun auch die jüngere Wissenschaft allmählich zu völlig anderen Erkenntnissen durch. Man kann den Durchbruch der neuen Sehweise schrittweise verfolgen an Arbeiten wie etwa denen von Wolff⁹, Naumann¹⁰ und Mulot¹¹.

2. Die neue Sehweise.

Seit dem Beginn der völkischen Bewegung in Deutschland überhaupt ist das Problem deutscher Frömmigkeit neu gestellt. Wir haben erkannt: „Indi-

⁸ Alfred Baessler, „Karl und Widukind oder Geschichte und Politik“. „Völkischer Beobachter“, Berliner Ausgabe, Nummer vom 15. November 1934.

⁹ Ludwig Wolff, „Germanisches Frühchristentum im Seliand“. „Zeitschrift für Deutschkunde“, 1935, S. 37 ff.

¹⁰ Hans Naumann, „Die Götter Germaniens“ und „Die Befragung der Jünger“ in: „Wandlung und Erfüllung“, 2. Aufl. Stuttgart, 1934.

¹¹ Arno Mulot, „Frühdeutsches Christentum“. Stuttgart, 1935.

vidualität und Volkstum sind die kostbarsten Dinge, die wir empfangen haben, die geheimnisvollsten und undurchdringlichsten Bestandteile unserer ganzen Lebenserscheinung“¹². Sie sind „gottgeschaffen“. Damit ist notwendig die Entdeckung verbunden, daß wir selbst eine Gestalt wie Christus „nur mit den Augen unserer Individualität und unseres Deutschtums“ sehen. Es gibt nicht „das“, nicht „ein“ Christentum, sondern der universale Glaubensstoff der Weltreligion wandelt sich je nach dem Medium, durch das er geleitet wird — und dieses Medium ist das Blut, die Rasse. Dieses deutsche Glaubensproblem hat man schon früh als „Seliand-Problem“ bezeichnet und mit Recht. Denn im „Seliand“ sind tatsächlich zum ersten Male Möglichkeiten und Grenzen einer „Germanisierung des Christentums“ durchlebt und sichtbar gemacht worden. Hier wurde „das Christusbild germanisiert, gleichwie es bei den Griechen seine Hellenisierung, bei den Römern seine Romanisierung durchgemacht hatte, bevor es wirklich das Volk beglückte“¹³. Darin liegt für uns der besondere Wert der Seliandichtung. Denn für uns „ist die Zeit vorbei, da man Unbedingtheit und Allgemeingültigkeit mit äußerer Uniformierung und Verallgemeinerung verwechselt hat und die völkische Substanz wegzudisputieren verstand“. Demnach besteht der entscheidende Unterschied zwischen heute und gestern darin, daß wir nicht vom Christentum, sondern vom Germanentum als dem primär Gegebenen ausgehen, also nicht die germanische, sondern die christliche Substanz in der Verwandlung erblicken.

Damit aber entwerfen wir vom „Seliand“ keineswegs, wie uns die ältere Wissenschaft glauben machen möchte, ein „subjektives“ und also „unwissenschaftliches“ Wunschbild. Wir kommen vielmehr zu ganz neuen Erkenntnissen, wenn wir die Ergebnisse der alten Wissenschaft nunmehr von unserer Weltanschauung her neu überprüfen und — ohne ihrem Wahrheitsgehalt irgendwie Zwang anzutun — zurechtücken.

Zunächst: Es kann kein Zufall sein, daß der „Seliand“, seine angelsächsischen „Muster“ und andere verwandte Erscheinungen, wie etwa die Urform des „Wessobrunner Gebets“, im eigentlichen nordisch-germanischen Lebensraum entstanden sind, während sich im unmittelbaren Macht- und Wirkungsraum des fränkisch-romanischen Imperiums keine ebenbürtige Entsprechung findet. Der Grund ist ein doppelter: Einmal hatte hier kirchliche Unduldsamkeit noch nicht die Verbindung mit heimischer Überlieferung zu zerstören vermocht, so daß eine organische Weiterbildung möglich blieb; zum andern lebte hier ein noch ungebrochenes, eigenwilliges Menschentum, das sich mit der bloßen Übernahme fremden Glaubensguts nicht zufrieden geben konnte. Deshalb vollzog sich gerade hier am greifbarsten die notwendige geistige Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Christentum, die mehr oder minder stark in allen echten Germanen gewirkt haben muß, aber nur in wenigen höheren Menschen Sprache und Form als Ausdruck eines völkischen Gesamtempfindens gewinnen konnte.

¹² Dieses Zitat und das folgende entnommen aus: „Deutsche Frömmigkeit. Stimmen deutscher Gottesfreude.“ Geleitwort von W. Lehmann, S. 5, Jena, o. J.

¹³ Dieses und das folgende Zitat Mulot, a. a. O., S. 30.

Selbst wenn also unser Dichter von einem fränkischen König dazu aufgefordert wurde, er konnte den „Heliand“ nur schreiben, weil er germanischer Sache war, und diese seine Herkunft bekundet sich in nichts anderem als in dem großartigen Versuch, die blutmäßig und geschichtlich ererbte Wertordnung der Germanen mit der geistig angenommenen Wertordnung des Christentums beziehungsweise der christlichen Kirche in Einklang zu bringen. Deshalb ist der „Heliand“ aber auch kein Beispiel für die rasche Aufnahme des Christentums in Sachsen, sondern vielmehr für die Schwere des Ausgleichsvorgangs. In diesem Sinne vertritt der Dichter sein Volkstum, und daß sein Werk später wirklich als Ausdruck eines allgemeinen Seelenschicksals empfunden wurde, beweist jene Legende von seinem volkhafsten Ursprung, die die Wissenschaft als „entlehnt“ und „falsch“ verworfen hat. Man begriff nicht, daß sie nur übernommen werden konnte, wenn sie etwas wirklich Vorhandenes echt versinnbildlichte. Und das war eben die Tatsache, daß dieser Mann trotz aller Gelehrsamkeit, die er sich später aneignen mochte, vielleicht von Jugendzeiten her sächsische Erinnerungen und sächsische Lebenshaltung, germanisches Sprachempfinden und Kunstgefühl lebendig bewahrte und hinter die Klostermauern das Blut mitnahm, das draußen in den Adern seiner Volksgenossen pulste. So wurde sein Werk, ohne daß es „volkstümlich“ hätte werden können, im tiefsten Sinne ein völkisches Werk — Botschaft aus germanischer Seele.

Mit dem allen soll freilich die im Grunde selbstverständliche Tatsache nicht bestritten werden, daß neben dem Blut auch die Erziehung die Lebenserscheinung unseres Dichters weitgehend mitbestimmt hat. Notwendigerweise übten die Klostermauern auch eine trennende Wirkung. So trug der Dichter viel Artfremdes in sein Werk hinein. Klosterluft ist nun einmal nicht dazu angetan, revolutionäre Charaktere zu züchten, und ohne Zweifel fehlte dem Verfasser des „Heliand“ Luthers starre Unbedingtheit. So kamen in die Dichtung Fremdarten, Widersprüche und Trübungen. Sie werden also nicht, wie man bisher meinte, dadurch erklärt, daß ein mit sich einiger eifriger Geistlicher den nicht immer geglückten Versuch machte, aus pädagogischen Gründen den christlichen Stoff in die fremde germanische Form hineinzuzwängen, sondern dadurch, daß in der Seele des Dichters selbst eine unausgeglichene Spannung zwischen germanischem Sänger und christlichem Prediger bestehen blieb. Deshalb müssen wir — das ist die erste Erkenntnis, die wir Mulot verdanken — zwischen diesen beiden Elementen scharf unterscheiden. Diese Verschiedenartigkeit wird unmittelbar — das ist Mulots zweite Erkenntnis — in der künstlerischen Form faßbar. Denn nur dort ist der „Heliand“ wahrhaft Dichtung, wo Elemente der christlichen Botschaft in den innersten Seelentiefen des Meisters auf Verwandtes stießen und wahre Erschütterung auslösten. Wo diese Berührung ausblieb, entstand nichts als Predigt, Kommentar, erbauliche Belehrung.

So zerfällt auch das letzte, stärkste Argument, das die alte Forschung gewissermaßen aus den Händen des Dichters selbst empfangen zu haben schien. Es zerfällt

um so gründlicher, als jene fremden Bestandteile, welche breiten Raum sie äußerlich auch einnehmen mögen, die grandiose Einheit nicht zu sprengen vermögen, zu der sich hier die Züge eines germanischen Christentums verbinden. Den großen Linien dieser innerlichen Umbildung und Germanisierung des Christentums versuchen wir jetzt zu folgen.

3. Persönlichkeit im „Heliand“.

„... Laßt euer Herz nicht zweifeln,
Die Seele schwanken.“

Wer nicht an Einzelheiten haftet, sondern das Ganze auf sich wirken läßt, weiß, daß die Helianddichtung ihr eigentliches, unverwechselbares Gepräge erhält durch den Wert der freien und kraftvollen Persönlichkeit. Von ihm geht der Zauber aus, der unvergänglich aus der alten Dichtung strömt und heute noch auf alle empfänglichen Menschen wirkt. Sie ist und bleibt die „männlichste der Messiasen“ (Zeusler), der vollkommenste Gegensatz zum „weinerlichen Gedicht“ Klopstocks. Dies aber: „Die aufrechte Haltung fester Männlichkeit, die aus ihrem Willen ihre Sicherheit gewinnt“¹⁴, ist nicht äußeres Kennzeichen, sondern Wesensmerkmal des Werks und sprengt — unwillkürlich, aber notwendig — sofort die strenge Abhängigkeit des Menschen, wie sie die christliche Überlieferung lehrt.

Wie sehr schon diese erste Umbildung die Substanz angreift, erkennen wir an der Form, die der Berufung der Jünger gegeben ist¹⁵. Was im Bericht der Evangelien von Gott ausstrahlt, ist der tiefe Zauber der Suggestion. Wie das Metall des Magneten die Feilspäne, so reißt der göttliche Anruf die Menschen aus ihrer alten Ordnung in eine neue, der sie sich mit nachtwandlerischer Sicherheit einfügen. Jedes Zucken des menschlichen Willens würde als fleischlicher Protest gegen den Ausschließlichkeitsanspruch des Ewigen erscheinen: Gott ist alles, der Mensch ist nichts. Im „Heliand“ dagegen ruft Jesus nicht auf, sondern er wirbt. Er legt seine Absichten und Ziele dar, er verheißt Lohn. Und die Männer folgen ihm freiwillig, aus eigenem Entschluß. Kein Vorbestimmtsein, keine intuitive Seelenschau, kein hypnotisches Fortgezogenwerden — sondern Werbung auf gleicher Ebene, Möglichkeit des für und Wider, freier Willensentscheid. Es gibt außer dem Raum Gottes noch den Raum des Menschen, der über Tun und Lassen selbst bestimmt und dafür die Verantwortung trägt. Der Mensch ist auch etwas, Gott ist nicht alles; Gott wird über die Entscheidung des Menschen sein Urteil sprechen — die Entscheidung selbst ist des Menschen Sache.

Ein zweites umformendes Moment kommt hinzu. In der altdeutschen Messiasen erscheint der Mensch noch als geistig-leibliche Gesamtperson, nicht, wie im Christentum, als Geistwesen, das sich gegen ein fleischliches Sein setzt. Dieses nordische Gesamtempfinden besitzt noch sein lebendiges Organ — die Sprache als Verdichtung germanischer Vorstellungen und Wertungen, eine Sprache, die sich noch nicht von

¹⁴ Wolff, a. a. O., S. 42.

¹⁵ Vgl. die eingehende Darstellung bei Naumann, a. a. O., S. 57–72.

ihrem sinnlichen Untergrund gelöst, noch nicht zum Abstrakten hin entwickelt hat. Indem der Dichter aus dem Geist dieser Sprache heraus gestaltet, leitet er gewissermaßen den neuen Glaubensstoff durch einen nordischen Filter.

Wenn der Dichter beispielsweise das „ohne falsch wie die Tauben“ durch „*énfaldan hugi hebban*“ („einfältige Gesinnung haben“) wiedergibt, so liegt darin mehr als eine Freiheit der Übertragung. Ganz offenkundig hielt der Dichter diese Mahnung mindestens für überflüssig, vielleicht für beleidigend gegenüber Menschen, deren Berufung ihm Unantastbarkeit des Charakters vorauszusetzen schien. Die christliche Mahnung entspringt einer Schweiße, der auch die Berufenen letztlich nur schwache, sündige Menschen sind, für die die ihnen zugemutete Aufgabe eigentlich untragbar ist, und die jedenfalls ständig bereit sein müssen, die Willigkeit ihres Geistes gegen verräterische Anwandlungen des Fleisches zu behaupten. Das germanische „*énfald*“ („Einfalt“) dagegen, ein Wort, das heute leer, in der Bedeutung schillernd und wertproblematisch geworden ist, damals aber noch seine volle und eindeutige Sinnkraft besaß, bezeichnet die innere Einheit des Menschen, seine Einigkeit mit sich selbst, die seelische Grundhaltung, die alles, Geist und Leib, Blut und Gedanken, restlos und endgültig einer Aufgabe, einem Ziel unterwirft. Dahin muß der Mensch kommen: Hat er die Sache einmal bejaht, so reißt er sie gleichsam in sich hinein; seinem Wesen ist die feurige Mitte gegeben, von der alles Leben ausstrahlt, um die alle Lebenskräfte kreisen. Treue gegen die Sache und Treue gegen sich selbst sind ein und dasselbe geworden. Es ist, mit den Worten unseres Dichters, eine „*wisa trewa*“. Auch „*wis*“ noch nicht abgeblaßt und gleich „*sapiens*“ geworden, Bezeichnung einer abstrakten Eigenschaft, sondern noch ganz im alten (den Weg „weisen“) sinnlich-räumlichen Sinne als Kennwort der Richtung: *wisa trewa* — die Treue, die den rechten Weg klar überblickt und seinen Endpunkt unverrückbar festgestellt hat. Diese Treue ist nicht denkbar ohne eine „*fastan*“ — eine unantastbare — eine „*hlutran*“ — eine ein-hellige, ungetrübte — eine „*ferahntan*“ — eine tiefst lebendige — Gesinnung. Das letzte Wort, *ferahnt*, die adjektivische Ableitung von *ferah*, Leben, bezeichnet das aktive Wirken jener Einheit, die wir unter dem Einfluß des Christentums nur als Summe Geist plus Leib fassen können. Gleichsam in eine noch tiefere Schicht vorchristlichen Germanentums, in den Bereich elementarster Lebensäußerungen, führt das Wort „*möd*“ zurück — eine Woge von Ausdrücken, die von Kraft und Aktivität gefüllt sind, braust über die blassen Duldergestalten der evangelischen Geschichte hin, färbt sie, formt sie um, zieht sie in die germanische Atmosphäre. Es sind durchaus harte, männliche Menschen mit frischen, ursprünglichen Kräften, mit starken Herzen, leidenschaftlich Partei ergreifend, unbedingt in Liebe und in Haß, feind allen Halbheiten, Menschen, die das, was sie ergriffen haben und was sie ergriffen hat, in uneingeschränkter Hingabe auch ganz tun. Ihr Ja zum neuen Glauben trägt unverwischbar den germanischen Stempel der Unbedingtheit und wachen Bewußtheit, wie Kriemhilds oder Wielands Ja zur

Rache, wie Hildebrands Ja zu germanischer Lebenswertung, wie Michael Kohlhaasens Ja zum Recht.

Wie sehr das Bild dieses Vollmenschentums die innere Welt des Dichters beherrscht, beweist der Umstand, daß für ihn der Gedanke der Erbsünde nicht existiert. Nirgendwo gewinnt das christliche Gefühl der „Zerknirschung“ Gewalt in dieser germanischen Welt, nirgendwo weht uns ein Hauch an aus dem Bereich, in dem der Mensch als nichtig und erbärmlich empfunden wird. Gewiß ist auch in unserer Dichtung der Mensch unvollkommen und nicht ungefährdet. Aber, ist man versucht zu sagen, an die Stelle der Erbsünde tritt der „*tueho*“, der Zweifel. Dieses Wort, das später im gleichen Sinn das Thema für Wolframs große Dichtung abgeben sollte, erhält, wie schon Vilmar gezeigt hat¹⁶, im „*Seliand*“ sein besonderes Gewicht. Kein Zweifel kommt Maria bei der Verkündigung an, Petrus beunruhigt nicht der geringste Zweifel, daß er beim Herrn aushalten wird, in der Not auf Gethsemane kommt Christus kein Zweifel an. Die Erbsünde ist allen Menschen mitgegeben, der Zweifel, der Gegensatz zur Einfalt, die Zweifeltigkeit, kennzeichnet die Schwachen; die Starken kann er anspringen — die Erbsünde ist ewig. Die Erbsünde ist gleichsam von außen auf den Menschen geschleudert, der Zweifel ein Mangel des Charakters. Die Erbsünde ist für den Menschen unüberwindbar — den Zweifel kann und soll er bändigen; er wird selbst seiner Herr, die Sünde bedarf der Fremderlösung. „Die Willensstärke und Freudigkeit der Germanen spricht aus diesem Glauben.“ Beide, Zweifel und Erbsünde, scheiden den Menschen vom Seelenheil — wir erreichen es nur, wenn wir „*hugi ni lätan tuiflien*“ („die Gesinnung nicht schwanken lassen“), aber der Zweifel nur indirekt, insofern er den Wert und die Sicherheit der Persönlichkeit und damit das Gelingen der Sache, der sie sich verschrieben hat, gefährdet.

Wir können demnach als erstes Ergebnis festhalten, daß das Menschenbild des *Seliand* gegenüber der evangelischen Vorlage nicht nur, wie man allenfalls zuzugeben bereit war, äußerlich, sondern ganz innerlich eine Umformung im Sinne einer *Aufhöhung* erfahren hat. An die Stelle des gebundenen, sündhaften, im ewigen Widerstreit seines himmlischen und irdischen Teils stehenden, aus sich heraus zu nichts fähigen Menschen tritt die freie, ihres Wertes bewußte, geschlossene, handlungsmächtige Gesamtpersönlichkeit. Ja, man kann sagen: So weit es die Vorlage zuließ, ist überhaupt erst ein Wert gesetzt worden, wo früher ein Un-Wert stand.

4. G e f o l g s c h a f t.

„... Wendet den Willen zu ihm,
Ihr Leute, den Glauben.“

Die Setzung des Menschenwertes muß sich naturgemäß auf die Beziehungen des Menschen zu Gott umformend auswirken. Die Umgestaltung wird im „*Seliand*“ sichtbar in der Anwendung des Gedankens der

¹⁶ A. f. C. Vilmar, „Deutsche Altertümer im *Seliand*“. Zweite Ausgabe. Marburg, 1862, S. 32 f.

¹⁷ Mulot, a. a. O., S. 35.

Gefolgschaft auf das Gott-Mensch-Verhältnis¹⁸. Diese Übertragung einer Form irdischen Gemeinschaftslebens auf das religiöse Gebiet ist nicht ein Werk des Dichters, sondern, wie bekannt, schon in der germanischen Religion vollzogen. Es treffen hier also direkt religiöse Vorstellungen des alten und des neuen Glaubens aufeinander.

Der Gedanke der Gefolgschaft gründet sich auf das Prinzip der Auslese. So geht Krist aus Werk, „sich ein Gefolge zu sammeln“, und „und auf allen Burgen“ spricht man davon. Sein werbender Ruf geht mit dem Wind durch die Lande, der Name des neuen mächtigen Volkskönigs klingt von allen Lippen auf. „Von allen Landen sah er, auf allen weiten Wegen, ein Wunder strömen von jungen Leuten.“ Junge, begeisterte Menschen eilen voll Tatverlangen der Persönlichkeit des herrlichen Führers zu, zur Bergpredigt, zum ersten Thing. Das Aufgebot wehrhafter Jugend schiebt sich in klarer Sonderung, den Mächtigen als heller Ring umgebend, zwischen Krist und die Masse des Volkes. Es sind „erlesene Leute“, von „lauterer Gesinnung“ erfüllt, die sich „mit dem Glauben fest an ihm gefangen haben“, bereit, ihm um des Himmelreiches willen zu dienen. Sie sind der Masse gegenübergestellt: Sie sind die Treuen — in der Masse stehen die, die den Herrn „belauern“ wollen; ihre Gesinnung ist unlauter, ihr Wille ist widrig. Sie sind die, die nur an Hingabe und Dienst denken, in der Masse stehen die Hungrigen und Kranken, die etwas für sich erhoffen. Aus dieser großen Schar der Erlesenen wählt Krist die zwölf besten Recken aus, um sie „alle Tage in seiner Gefolgschaft mit sich zu führen“. Aus der dürren Aufzählung der Evangelien werden nach Naumanns Wort „kleine Adelsbriefe“: es sind erlauchte, edelgeborene Männer, getreu und zuverlässig, fromm und kühn. Die Rangordnung der Gefolgschaft, von der Tacitus schreibt, die auch in den religiösen Vorstellungen der Germanen gilt, ist hier wieder auferstanden. Aus armen Fischern sind Edeling geworden. Edeling: Edles Blut haben sie alle, die werthhaft in den Lichtkreis Jesu treten — nicht nur er selbst, nicht nur die Jünger, sondern auch die Propheten, Zacharias und Simeon und selbst das Kananäische Weib.

Hier stoßen wiederum zwei grundverschiedene Sehweisen zusammen, die der Dichter zu versöhnen gesucht hat. Vom Standort Gottes in der Unendlichkeit, also vom christlichen Standort her gesehen, sind alle Menschen als sündhaft und erlösungsbedürftig wertgleich. Die Wertverschiedenheiten, die sich dem begrenzten Menschenblick darbieten, liegen nach der Darstellung der Evangelien wesentlich auf geistigem und sozialem Gebiet: Bildung — hier nur verstanden als gelehrtes Schulwissen, wendige Klugheit, spitzfindige Dialektik — und Besitz heben eine Gruppe von Menschen mit besonderen Ansprüchen, auf Führung oder auf Wohlleben, über die Masse der anderen hinaus. Die soziale Zerklüftung kennzeichnet die Unvollkommenheit der irdischen Welt; diese Ansprüche sind vor Gott sinnlos, also ungerecht, das Festhalten an ihnen verhindert geradezu die Aufnahme der ewigen

¹⁸ Der Einfluß des Gefolgschaftsgedankens auf die Grundanschauung des „Zeliand“ besonders bei Naumann und Mulot.

Wahrheit. Der Sünder selbst wird vor dem Pharisäer, der Arme vor dem Reichen ins Himmelreich kommen. So muß sich Jesus an die im Geiste oder Besitze Armen wenden, und indem er es tut, erhebt er zugleich Protest gegen die unvollkommene Erdenwelt im Namen einer besseren Jenseitsordnung.

Der Germane bleibt mit seinem religiösen Fühlen innerhalb der Welt. Er ist sich ihrer Unvollkommenheiten und Mängel durchaus bewußt, und flacher Lebensoptimismus ist ihm völlig fremd; aber im ganzen ist sie ihm doch nicht eine Welt der Unordnung, sondern der Ordnung. Die Ordnung, auch die soziale, ist göttliche Ordnung, die es gegen die Mächte der Finsternis zu verteidigen gilt¹⁹. Man denke etwa an den sakralen Charakter des germanischen Königtums oder den priesterlichen Ursprung des altnordischen Bauerntums²⁰. Die soziale Ordnung aber ist göttlich, weil sie nicht von Menschen willkürlich gemacht, sondern auf ein dem Menschen schicksalhaft vorgegebenes gegründet ist — eben das edle Blut. Edles Blut haben heißt, zur Vorbildlichkeit fähig sein, und nur der Vorbildliche darf führen. Der Führungsanspruch gründet sich also nicht auf ein Wissen oder Gaben, sondern auf ein Sein. Äußert sich dieses Sein als geistiges Vermögen, so mag es zu Wissen, d. h. Weisheit, äußerst es sich als praktisches Wirken, so mag es zu Besitz und Macht führen. Der Adelsmensch hat unantastbaren Anspruch auf Weisheit, Macht und Reichtum; sie sind Ausdruck und Kennzeichen höheren Menschentums, aber auch nur das, Schmuck des Lebens, nicht das Leben selbst. Wer diese Güter verwirft, nimmt sie gewissermaßen gleichzeitig zu unwichtig und zu wichtig. Zu unwichtig: Er übersieht, daß er im Sekundären das Primäre trifft — das Blut und die aus ihm erwachsene Leistung — gleichviel, ob die eigene oder die der Väter. Zu wichtig: Er traut dem Menschen die Fähigkeit nicht zu, über diese Güter hinweg zu schrankenloser Hingabe zu gelangen.

Diese außerchristliche Sehweise trägt der Zelianddichter, gewollt oder ungewollt, in dem Augenblick in den christlichen Stoff hinein, wo er die adelige Herkunft seiner Helden betont. Die christliche Gleichheitsidee wird ganz zwangsläufig durch eine ausgesprochen aristokratische Seelenhaltung und Menschenbewertung gesprengt und gleichzeitig, modern gesprochen, die sozialrevolutionäre Tendenz des Christentums in konservativer Lebenslust aufgelöst.

Die Tatsache, daß Krist seine Mannen aus den Kreisen der Edeln nimmt, fällt um so weniger auf, als sich auch die Funktion der Jünger unter dem Einfluß des germanischen Gefolgschaftsgedankens gewandelt hat. Die Eignung ist die selbstverständliche Voraussetzung des erwarteten Dienstes. Die Eignung der Jünger ist in den Evangelien rein negativ begründet — in der Abwesenheit aller irdischen, sei es geistigen, sei es materiellen Bindungen. Sie sind „Arme im Geiste“, leere Behälter, in die Christus nach langer Vorbereitung seinen Geist füllt, der dann aus ihnen

¹⁹ Siehe dazu auch J. von Leers, „Der Kardinal und die Germanen“. Hamburg, 1935, S. 38 ff.

²⁰ Dazu: K. Walther Darré, „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“. Vierte Aufl. München 1934.

spricht: So werden Apostel. Der Gefolgsherr aber verlangt von seinen Leuten persönliche Leistung. Zu ihr ist man ursprünglich fähig oder nicht: Der Führer wählt die Befolgen, weil sie vorbildlich sind — Jesu Jünger werden vorbildlich, weil sie erwählt sind. Ganz allgemein darf man sagen: Wo nordisches Führertum wirbt, wendet es sich an das persönliche Vermögen, sei es nun geistiges, sei es willenhaftes Vermögen. Man hat durchaus richtig erkannt²¹, daß noch bei den späten Ariern Indiens, etwa bei Buddha, das Verhältnis des Meisters zu den Jüngern bei aller äußeren Ähnlichkeit völlig abweicht von der evangelischen Situation: Die indischen Jünger sind geistig sehr hochstehende Menschen, und sie werden eben erwählt, weil sie fähig sind, dem Gedankenflug des Meisters zu folgen, weil sie aus sich heraus die ewige Wahrheit, die er lehrt, begreifen können. Und so wendet sich auch der Krist im „Zeliand“ an Menschen, denen er zutraut, daß sie ihn zu verstehen, ihm zu folgen vermögen. Es sind nicht Apostel, sondern M a n n e n.

Darin liegt alles: Nur edelstes Menschentum, besonders edelste Jugend der Germanen ist fähig, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Von ihnen wird verlangt, was die Jünger der Evangelien nicht vollbringen können und auch nicht zu vollbringen brauchen: Kundgebung eines freien, unbeeinflussten Willens, Fähigkeit zu eigener Prüfung und klarer Einsicht, Bereitschaft zu heldischem Opfer. Denn die Welt, die sie verlassen sollen, ist eben nicht wie die der Evangelien wertlos — es ist die geheiligte Welt des Überkommenen mit ihren werthafsten Bindungen. Aber dem Edeln stand die Gefolgschaft „an Rang und Wert über der Familie und Sippe, freie Willensentscheidung galt mehr als Kreatürliche Gebundenheit, Gesinnung mehr als Besitz, todesmutiger Lebenseinsatz mehr als erbessene Erbschaft“²².

Gewiß verbot die evangelische Vorlage eine Steigerung der Jünger zu geistigen Amtsträgern von der Höhe der Buddhajünger; immerhin ist das Bestreben unverkennbar, ihre geistige Bedeutung zu heben oder ihren Unverstand zu mindern — es sind durchweg „wise“ Männer. Entscheidend aber ist — und damit ist die Verschmelzung von Jüngerschaft und Gefolgschaft endgültig vollzogen —, daß im „Zeliand“ die Jünger schon rein sprachlich der „Sphäre des Krieges näher gerückt sind als der des Amtes“²³. Anders ausgedrückt: Das willenhafte Element schiebt sich vor das geistige, und der Dichter versäumt keine Gelegenheit, die Jünger sich aktiv betätigen zu lassen, ihren persönlichen Willensimpuls zur Auslösung zu bringen; und wenn sie zuweilen auch falsch handeln, sie h a n d e l n doch, und mag Petri Schwerthieb gegen Malchus auch eine Torheit sein — die elementare Freude an der Tat als solcher füllt die Verse und bleibt haften.

... Da fuhr er zorngeschwollen,
Der Kühn verwegene Degen, vor seinen König zu stehn,
Tapfer vor seinen Herren. Nicht war ihm sein Herz im Zweifel,

²¹ M. Ludendorff, „Erlösung von Jesu Christo“. München, 1931, S. 77 f. Verfehlt dagegen ist der Versuch der Verf., zwei wesensverschiedene Erscheinungen wertend aneinander zu messen.

²² Mulot, a. a. O., S. 43.

²³ Naumann, a. a. O., S. 62.

Schwach in der Brust, sondern sein Schwert zog er,
Die Schneide von der Seite und schlug entgegen
Dem vordersten der Feinde mit der fäuste Kraft,
Daß da Malchus ward von der Waffe Schärfe,
An der rechten Seite versehrt von dem Schwerte:
Das Ohr ward ihm enthauen. Er ward an dem Haupte wund,
Daß ihm waffenblutig Wange und Ohr
Zerbarst in Todeswunden. Blut sprang auf,
Wallte aus der Wunde.

Die Tat ist alles, und „wo von Sünde gesprochen wird, ... da sind es deutlich Taten, die dem Willen Gottes widerstreiten“²⁴.

So wird dem Menschen mit dem Eindringen der Gefolgschaftsidee eine von christlicher Haltung völlig abweichende Stellung und Aufgabe gegenüber dem Göttlichen zugewiesen: „Nicht Bedürftigkeit, sondern Aktivität, nicht Minderwertigkeitsgefühl, sondern geläutertes Ehrgefühl, nicht Mangel, sondern Überfluß führen zu Gott“²⁵.

s. Führertum.

„... Ich verhieß Euch Gottes Reich,
Himmels Licht und Ihr mir freundlich
Eure Degenerschaft.“

Die dem Außenstehenden (man denke an Tacitus!) so rätselhafte freiwillige Abhängigkeitserklärung an den irdischen oder göttlichen Gefolgsherrn ist die einzige, die das germanische Leben, der germanische Glaube, der „Zeliand“ kennt. Sie hängt von Voraussetzungen ab, die nur der Führer erfüllen kann. Damit stoßen wir im „Zeliand“ auf das dritte formende Element der germanischen Gefolgschaftsidee — zu Auslese und aktiver Leistung tritt der Führergedanke.

Mit dem Einbruch der Gefolgschaftsidee in die innersten Bereiche des Christentums verschwindet mit einem Schlage die unermessliche Kluft, die nach christlichem Fühlen Gott und Mensch, die Welt des Ewigen und die Welt des Staubes scheidet. Das Grundprinzip vorchristlicher germanischer Gläubigkeit setzt sich wieder durch: Der Germane und sein göttlicher Freund stehen auf der gleichen Ebene. Was den Gott vom Menschen unterscheidet, ist nur ein Mehr über das hinaus, was der Mensch hat und erreichen kann, und auf dieses Mehr gründet sich sein Führertum. Der Christ hat Gott über sich, der Germane vor sich. Demzufolge ist die vom Dichter aus dem Führergedanken abgeleitete freiwillige Abhängigkeitserklärung des Mannes grundverschieden von christlicher Selbstentäußerung. Sie bedeutet nicht Aufgabe, sondern Einsatz der Persönlichkeit, nicht Auslöschung, sondern höchste Steigerung des Menschlichen im Dienst an der frei gewählten Sache, im stürmischen Wettbewerb mit den Gleichstrebenden, im leidenschaftlichen Eifer, es dem Führer gleichzutun und vor seinen Augen groß dazustehen.

Erster Grundsatz beim Eingehen der Bindung ist gegenseitige Achtung. Der göttliche Führer ist wie der irdische nicht gebietender Herrscher, sondern leuchtendes Vorbild. Er ist Inbegriff aller Mannestugenden, Vor-Leben und Vor-Sterben sein eigentliches Amt. Der Führungsanspruch des Krist

²⁴ Wolff, a. a. O., S. 50.

²⁵ Mulot, a. a. O., S. 32.

findet seine Begründung in der Herkunft aus edelstem Königsgeschlecht, seine Anerkennung im Preis des ersten Gefolgen, des Täufers, seine Beglaubigung in steter Bewährung — in der Überwindung des Versuchers wie im Vollbringen gewaltiger Werke — seine Krönung in heroischem Sterben. Nur diese Vorbildlichkeit erzeugt die Gefolgschaft der Edeln, die die Größe des Gottkönigs zu fassen vermögen. Er herrscht nicht über gehorsame Untertanen, sondern freie Männer stellen sich in seinen Dienst. In tiefer Dankbarkeit geben sie sich ihm hin. Ihr Dank ist die Treue. Sie dürfen zu ihm sagen: „Siehe, ich bin mit meinem Waffenspiel bei Dir alle Tage bis an der Welt Ende“.²⁶ Denn diese Treue äußert sich nicht in Weltflucht und mönchischer Selbstgenügsamkeit, sondern in tathafter Bewährung, in mutigem Eintreten für den Führer. Treten die Mannen auch hinter dem Gefolgsheeren zurück, „leuchtende Bilder“²⁷ sind es doch, die von ihnen entworfen werden. Nicht Krist zieht sie zu sich empor, sondern sie arbeiten sich ihm nach. Wie Krist ihnen voranleuchtet, so sind sie aufgerufen, „leuchtend und wonnesam strahlend“ der Welt das Licht zu bringen.

Beide, Führer und Mannen, sind im letzten Grunde aufeinander angewiesen. Wie der Mann im Führer sein Vorbild sieht, so heischt er auch seinerseits die Achtung, die dem Menschenwert gebührt, der sich in opferbarem Einsatz offenbart hat. Unmöglich, daß bei Gott mit anderem sittlichen Maß gemessen wird als auf der Erde. Unmöglich also auch, daß der göttliche Führer den besonderen Wert des Mannes und die Besonderheit seiner Leistung nicht anerkennt, unmöglich, daß der wertvolle Mensch seinem Herzen nicht näher steht als der Schwächling. So wird christliches Flehen zu berechtigtem Anspruch.

So trägt der Helianddichter das edelste Erbe germanischen Glaubens in die christliche Anschauungswelt hinein — die „persönliche Beziehung des Frommen zu Gott“, „Leben unter den Augen Gottes“ (Lagarde). Die Gefühlshaltung, die die Jünger an den Heliand bindet, ist dieselbe, die der Germane seinem Gott gegenüber einnahm, dieselbe, die nach der Überlieferung der germanische Herzog in seinen Mannen, die höchsten Führergestalten des Mittelalters in ihren deutschen Getreuen auslösten: das Gefühl der Ehrfurcht und der Liebe, des nahen Vertrautseins und der erhabenen Überlegenheit zugleich, die Zubilligung höchster Freiheit und doch zugleich die Bindung an eine allgemein gültige höchste Norm. Wie der christlichen Einstellung gegenüber der Mensch eine Erhöhung erfährt, so Gott eine „Vermenschlichung“. Aber wie der Mensch beim Eingehen der Gefolgschaftsverpflichtung nichts von seinem Wert aufgibt, so Gott nichts von seiner Würde. Im Raum der Gefolgschaft finden sich Gott und Mensch zu unverbrüchlicher Lebens- und Werkgemeinschaft.

Wie wahre Gemeinschaft nur erwachsen kann aus gegenseitiger Achtung, so kann sie — und das ist der zweite Bestandteil des Führerprinzips — nur bestehen bei gegenseitiger Verpflichtung. Das Gefolgschaftsband bindet nicht nur den Mann, sondern

²⁶ Naumann, a. a. O., S. 49.

²⁷ Wolff, a. a. O., S. 42.

auch den Führer. Es ist das Band der Treue. Weil Gott in der Treue niemals irre wird, „weil Gott die Treue selber ist“ (Wolfram), darum soll auch der Mensch nicht von der Treue lassen und sie in Not und Tod bewähren: „Wenn alle untreu werden, so bleibe ich doch treu“ (Novalis). Diese Treue muß der Führer anerkennen. Wie auf der einen Seite christliches Flehen zu betontem Anspruch, so wird auf der andern göttliche Gnade zur göttlichen Pflicht. Nicht ein unverdientes Geschenk, sondern einen wohlverordneten Lohn teilt der Führer aus, wenn anders er ein gerechter Führer ist. Man hat sehr fein bemerkt, daß sich in der Lohnauffassung des „Heliand“ besonders deutlich germanisches Wesen gegen romanisches, das Gefolgschaftsethos gegen kaufmännische Berechnung abhebt: „Der Gefolgsmann war nicht treu, weil er Lohn empfing, sondern er empfing Lohn, weil er treu war“.²⁸ Auf Gesinnung und Einsatz kommt es an, die den ganzen Menschen erfassen und adeln, nicht auf eine rein äußerliche Bilanz aus den Summen von Sünde und Buße, die in der kirchlichen Praxis so unendlich demoralisierend gewirkt hat. So baut sich im „Heliand“ auf dem Verhältnis von Führertum und Dienst eine Rechtsordnung auf, von der die Evangelien nichts wissen. Gleich bei Werbung der Jünger geht Krist Verbindlichkeiten ein; er gibt Garantien, die die Entscheidung der Mannen beeinflussen. Der Gedanke der Gegenseitigkeit des Verhältnisses, der so bei seiner Begründung mitspielt, wird durch die ganze Dichtung festgehalten und im entscheidenden Augenblick, gleichsam in der Krise der Gefolgschaft, beim Abendmahl, noch einmal scharf herausgestellt. Die Tatsache, daß es sich um himmlischen Lohn handelt, ändert an dem rechtlichen Charakter der Vereinbarung nichts: Krist verpflichtet sich, gute Taten zu vergelten, wenn auch erst im Jenseits. Für das Diesseits aber übernimmt er und mit ihm Gott alle Pflichten des germanischen Gefolgsheeren, nur ins Wunderbare gesteigert: die Treuepflicht, die Schutzpflicht, die Pflicht zur Freigebigkeit, die Pflicht zu vorbildlichem Leben und Sterben. Würde er diesen Pflichten nicht nachkommen, so würden die Mannen sich von ihm lossagen können. Weil er aber seine Verpflichtungen treu erfüllt, des halb, und nur deshalb, ist die einseitige Zerreißen des Gefolgschaftsbandes, ist der „Herrenwechsel“ des Judas Verrat.

Und drittens: Das Treueverhältnis, das Führer und Mannen miteinander eingegangen sind und das sie unlösbar zusammenschweißt, gründet beiderseits im Gefühl für Ehre. Dieser Begriff existiert für das Christentum bei der Deutung des Gott-Mensch-Verhältnisses nicht. Der Beziehungsbegriff der christlichen Lehre ist die Liebe. In ewigem Erbarmen läßt Gott durch Christus über die tiefe Kluft zwischen Dort und Hier die Brücke der Liebe schlagen. Indem der Gottessohn sich opfert, zieht er die irrenden Menschenkinder hinüber, heim zum Vater. Selbst dieses Herzstück christlichen Glaubens wird im „Heliand“ durch das Herzstück des Gefolgschaftsgedankens überdeckt. „Und wenn Ihr die ganze Welt gewönnet und hättet der Ehre nicht ...“ Um der persönlichen Ehre willen geht Krist der letzten Entscheidung nicht aus dem Wege; um der persönlichen Ehre willen lassen ihn

²⁸ Mulot, a. a. O., S. 35.

seine Mannen nicht im Stich. Tausendmal schlimmer als der Tod ist die Ehrlosigkeit; Feigheit ist des Mannes größter Makel. Die Ehre gestattet kein Zurück, mögen am Ufer auch die Schiffe warten; Führer und Mannen ziehen stolz und trotzig ins gewisse Verderben, im Untergang die Sache vertretend, der sie sich verschworen haben. Die schönste Stelle der Dichtung läßt in elementarer Wucht beim Führer den Erlöser hinter dem Felden, bei den Mannen den Paradieseslohn hinter dem Erdenruhm zurücktreten, der nur dem Kämpfer zuteil wird, der seine Ehre rein hält. So spricht Thomas:

„... Das ist das Degens Ruhm,
Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
Und standhaft mit ihm sterbe. Stehn wir alle ihm bei,
Folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben
Uns wenig wert sein, wenn wir im Volke mit ihm
Erliegen, dem lieben Herrn: Dann bleibt uns noch lange
Bei den Guten guter Nachruhm.“

Eine heroische Kampf- und Schicksalsgemeinschaft, von Ehre und Treue wie mit ehernen Klammern zusammengeschlossen, so ziehen Krist und seine Gefolgen in den letzten Kampf. Sie werden getrieben von der Allgewalt eines unabwendbaren Schicksals, das der heldische Mensch überwindet, indem es es bejaht. „Berhtun giscapu“, leuchtende Zeichen der Notwendigkeit, wandeln über ihrer Bahn; und es ist, als ob dieser Ausdruck jene Welt wieder heraufhölbe, da die Götter noch im Funkeln der Gestirne den Menschen ihren Willen kundtaten. Und dieses Schicksal waltet über beidem: über dem Versagen der Jünger, wie über dem Tode Krist's. Sich mit dem Verhalten der Gefolgen abzufinden, bereitete unverkennbar dem Dichter die größte Schwierigkeit. Vielleicht an keinem Punkte spricht seine Herkunft aus germanischem Blute so ergreifend zu uns wie in dem verzweifelten und doch irgendwie hoffnungslosen Bemühen, die Handlungsweise der Gefolgen zu erklären, die doch seinem innersten fühlen Meintat war und blieb. Um so größer freilich hob sich die Gestalt des Führers heraus. Von dem einen, dem er vertraute, verraten, von den vielen, die ihm geschworen, feige und treulos verlassen, ohne Jörn, aber voll verwunderter Trauer, geht er einsam, trotzig und stolz seinen Weg zu Ende und trägt hocherhobenen Hauptes sein Geschick. Er stirbt nicht als „Sühnopfer“ für die Schuld der Menschheit — kein Sauch von dieser Lehre, die germanischem Wesen immer fremd bleiben sollte, ist in die alte Dichtung eingedrungen. Er starb, wie er lebte — edelster Volkskönig der Germanen.

6. Himmel und Erde.

„Daß er die Augen ihnen öffnen wollte,
Dieses Licht verleihe, daß sie der Leute Lust,
Denn hellen Sonnenschein erschauen möchten,
Die wunderschöne Welt.“

Gleichwohl besteht zwischen dem Versagen der Jünger und dem Tode Krist's ein tieferer Zusammenhang. Die Gefolgen mußten versagen, weil Krist sterben wollte. Und Krist wollte sterben, weil die Niederlage des Führers auf Erden die Vorbedingung war für den Sieg, den der Gottessohn jenseits über die Mächte der Hölle zu erkämpfen hatte. Nur indem er den Him-

mel erkämpfte und behauptete, konnte er den Mannen den verheißenen Lohn geben, und nur indem die Mannen im irdischen Kampf versagten, konnten sie Mitstreiter im himmlischen Kampf werden. So erscheint unserem Dichter — getreu dem Sinn und Geist des Ganzen — nicht einmal die Feigheit der Gefolgen als sinnfälliges Zeichen für die hoffnungslose Ohnmacht allen Fleisches, sondern als momentanes Versagen, das, so schimpflich es an sich auch ist, die Erneuerung des Bundes auf höherer Ebene erst ermöglicht. Wie Krist in den „Mittelraum“ hinabstieg, um als irdischer Führer die Wege seiner Gefolgen zu lenken, so haben diese jetzt dem Gottessohne gegenüber ihre Gefolgschaftspflicht erst recht zu erfüllen in einer Auseinandersetzung, die sich im oberen Raume abspielt.

So wird die gültige Wertordnung der Erdendinge auch im Bereich der Gefolgschaft nicht außer Kraft gesetzt, sondern vielmehr auf den Himmel übertragen. „Auch für den himmlischen Bereich gelten die Gesetze des heldischen Daseins“²⁹. Und wie dem Germanen der Himmel Kampf bedeutet, so erscheint ihm umgekehrt die Erde nicht als das Tal der Tränen und der Not, sondern als geliebte Heimat, in deren Boden alles feste und Gesunde, alles Beharrende und Gütige gründet, alles, was dem Leben Wert und Fülle und Glanz verleiht. Ein unendlich tiefes und zartes Heimatgefühl durchzieht die ganze Dichtung. Wie jauchzen die Blinden von Jericho in den eingangs zitierten Versen über die Schönheit der wiedergegebenen Welt. Und es ist die deutsche Welt, die sie sehen. Das deutsche Waldgebirg steigt vor uns auf, wenn der Dichter den Ölberg schildert — hochgerect und breit hingelagert, hellshimmernd in frischem Grün. Unser Auge erblickt deutsche Felder im weißen Winterkleid, wenn das Gewand des Engels am Grabe aufglänzt wie frischkalter Schnee. Wir erleben das deutsche Meer im tobenden Sturm mit seinen wild dahinjagenden schäumenden Wogenrossen und seinen brausenden Winden. Aus der Schilderung wie aus den bildhaften Vergleichen spricht noch die selbstverständliche und innige Verbundenheit mit der Natur, die einst das germanische Leben auszeichnete.

Und in dieser deutschen Landschaft der deutsche Mensch. Neben den sächsischen Gefolgen, der alles hingibt, tritt klar und mit all seinen eigentümlichen Zügen der sächsische Bauer, der alles bewahrt. Germanisches Adelsbauertum wird lebendig in seiner schweren Arbeit wie beim fröhlichen Mahl in der festlichen Halle, tatkräftig und genussfroh, seines Wertes bewußt wie seiner Pflichten, lebensbejahend in jeder Äußerung seines Seins. Das edle Blut gibt ihm eigene Würde und eigenen Rang, gibt kraftvoll sichere Haltung und verpflichtet zu unantastbarem Wandel und zur Fortführung der Sippe. Höchster Segen des Geschlechts, wenn wieder solch ein Edelkind in der Wiege liegt, wie es der Dichter bei der Geburt des Johannes schildert: „Sein Leib glänzte, hell waren ihm Haut, Haare und Nägel, zart die Wangen.“ Zu Ahnenstolz und Lebenswillen der Sippe gefellt sich die Verankerung des Daseins im ererbten Grundbesitz. Was der Grundbesitz bedeutet, verraten uns schon die zahlreichen Stabreimformeln, die alle verschollen sind.

²⁹ Mulot, a. a. O., S. 54.

Der ererbte Grundbesitz uralt-edler Bauerngeschlechter breitet sich vor uns aus, wenn immer wieder das Wort „öð“, „öðil“ aufklingt. Glücklich der, der geborgen und fest auf solchem Grunde sitzt, das Leben erhellt vom Schimmer eines „gewissen mit einfacher Würde verbundenen Glanzes“³⁰. Für Unglückliche aber weiß die germanische Sprache des „Zeliand“ noch kein stärkeres Wort als „ellendiu man“ — aus = heimische, von der Heimat getrennte Menschen („Elend“).

In dieser bäuerlichen Ordnung haftet die Vaterlandsliebe des Zelianddichters. Es ist „nicht eine Liebe zur Heimat des politischen Lebens, wie die Heimatliebe der Griechen und Römer war, sondern zu der ... bestimmten bezeichneten Heimat des Grundbesitzes“³¹. Gewiß wird auch der politische Raum in der Dichtung sichtbar. Deutlich genug erkennen wir im Kaiser in Romaburg den fernen Frankenkaiser, in Gestalten wie Pilatus die fränkischen Grafen, die jetzt in den Sachsen-gauen geboten. Aber von einem Reichsdenken ist hier so wenig zu spüren wie von den Machtansprüchen, die gerade damals die Kirche auf die Pseudo-Isidorischen Dekretalen gründete. Das Denken unseres Dichters ist noch nicht politisch-imperial, weder im Sinne des Staates noch in dem der Hierarchie, sondern bäuerlich-stammhaft, und Herzog Widukind ist es, der bei der Gestalt des altfächsischen Krüst Pate gestanden hat.

Bei dieser Einstellung gegenüber Leben und Welt ist es selbstverständlich, daß Erdenangst und Himmelssehnsucht in unserer Dichtung keine Sprache finden konnten. Die tiefe Seelenmüdigkeit bastardierter Bevölkerungen, die im spätrömischen Imperium die christlich-kirchliche Überlieferung formte, blieb dem durch und durch gefunden, unverdorbenen Rassentum der Germanen noch fremd und wurde instinktsicher und unwillkürlich durch eine Haltung kraftvoller Lebensbejahung ersetzt. Die „Selreise“ bedeutete einen schweren und bitteren Verzicht auf die „wunderschöne Welt“, und darum trägt noch im „Zeliand“ das Sterben, das allem christlichen Märtyrertum wesensfremde heroisch-tragische Gepräge der alten Heldenlieder. So kommt es auch den Krüst hart an, daß er diese Welt aufgeben soll — diese „Hoffitze“ — wie der Dichter in unendlich bezeichnender, das ganze Gefühl des Verhaftetseins in den Erdendingen ausdrückender Ergänzung hinzufügt. Und nun wieder die Übertragung höchster Erdenwerte auf das Jenseits: Krüst verläßt zwar die Hoffitze der Erde, aber er soll „gifaren an is fadar öðil“ — in das uralte Erbgut fahren, darinnen sein Vater waltet. Hier sitzt der Krüst in der Halle neben dem Vater, hier finden die treuen Gefolgen ihre Stätte. Herrlich breitet sich die „grüne Gottesaue“. Und wie mit diesem wundervollen Ausdruck die von Sonnenglut überflutete, von Düften und Blüten erfüllte heimelig-stille Waldwiese des deutschen Landes als Bild himmlischer Heimatschönheit vor uns hingezaubert wird, so bannt des Dichters Wort auch die unendlichen Waldeswirrnisse der ger-

manischen Erde mit ihrem schauerlichen Duster, ihren geheimnisvollen Gründen, ihren rätselhaften und beängstigenden Stimmen als die Stätte, wo der finstere Teufel haust und die tödlichen „wihti“ ihr Wesen treiben. So gewinnen altgermanisches Erleben und altgermanisches Glaubensgut noch einmal ihre Sprache zurück, verdichtet zu echten Sinnbildern eines im tiefsten Grunde immer gleichen religiösen Gestaltungs-willens.

7. Schluß.

Und das ist — hier wie überall in unserer Dichtung — das Entscheidende: Im „Zeliand“ sucht der germanische Geist das neue religiöse Erleben zu fassen in die uralt-heilige Form, die aus Blut, Landschaft, Daseinsfülle der Väter gewachsen war und nun auch wieder dem Enkel die Möglichkeit bot, die in verwandelter Welt wieder aufgebrochenen Geheimnisse von Gott und Mensch, Himmel und Erde zu meistern. In unvergänglichem Glanz erstrahlt die überkommene Wertordnung der Germanen, zu gleichen Teilen genährt aus kriegerischem und bäuerlichem Blut, gleichermaßen bestimmt und geformt vom Willen zu kämpferischer Tat wie zum Bewahren und Erhalten. Und indem diese beiden Lebensströme hin- und herfluten zwischen Dort und Hier, treten Himmel und Erde in einen großartigen Einklang, stehen die gleichen Gesetze, zwingend und befreiend, verpflichtend und beglückend zugleich, über allem, was ist im Himmel und auf Erden. Und eben darin, daß den Germanen Himmel und Erde gleichgelagert erscheinen, während sie in der christlichen Anschauung in einem unlöslichen Wertgegensatz zueinander stehen, liegt der letztlich entscheidende Unterschied der beiden religiösen Grundhaltungen, aus dem sich alle Unterschiede, die wir im einzelnen feststellen konnten, mit Notwendigkeit ergeben. So übertrug der Dichter zwar keine Einzelheit der altgermanischen Religion auf den neuen Glauben, aber indem er die große Gesamtanschauung, die jener zugrunde lag, erbt und mit ihr die große Kluft, die sich im Christentum zwischen Gott und Mensch, Jenseits und Diesseits, Geist und Leib aufgetan hatte, schloß, vollzog er im edelsten Sinne eine „Germanisierung des Christentums“. Das Weltbild des „Zeliand“ ist heroisch und bäuerlich — es ist stark und groß; es ist durchsichtig und klar wie Glas, verständig und verständlich. Es ist ebenso weit entfernt vom rohen Aberglauben der Primitiven wie von den unklaren Süchten und Ängsten der Überfeinerten. Nicht Verlangen nach Lohn und Furcht vor Strafe, sondern Treue und Dankbarkeit treiben den Menschen in die Gefolgschaft des Himmelsheeren. Und der Weg führt nicht durch Mysterien, sondern durch Taten, nicht durch Askese, sondern durch Leben. Die Hölle ist kein Ort des Schreckens, die Erde kein Trübsal, der Himmel kein Schlaraffenland. Krüst ist nicht der Erlöser, sondern der Führer, und er heißt vom Menschen nicht Selbstentäußerung, sondern — Bew ä h r u n g.

³⁰ Vilmar, „Altertümer“, S. 45.

³¹ A. a. O., S. 42.

„Deutsche Geschichte am Oberrhein.“

Mit Erlaubnis des Verlages geben wir hier unserm Leserkreis einige Abschnitte aus dem Buch von A. Kapp: „Deutsche Geschichte am Oberrhein“ (Führerverlag Karlsruhe, Preis geb. 32 RM.); sie sollen — eindringlicher als eine Buchbesprechung dies könnte — auf diese wertvolle Neuerscheinung hinweisen. In neun großen Kapiteln (Die Kaiser vom Oberrhein, Geburt der Kleinstaaterei, Sturmzeit der Gotik, Schrei nach dem Reich, Der Alpdruck: Welthabsburg, Die Brandsackel, Ludwig XIV., Erstarrte Kleinwelt, Sturm aus dem Westen, Vaterland Deutschland!) wird hier die gesamt-oberrheinische Geschichte lebendig und von neu gewonnenem Standort aus dargestellt: es geht nicht mehr um dynastische Hausgeschichte und territoriale Sonderentwicklung; der Reichsgedanke ist der feste Punkt der Darstellung, und es wird dargelegt, wie er von je im Volk am Oberrhein — rechts und links — lebendige geschichtliche Kraft war und wie aus Segen und Fluch der Vergangenheit unsre gegenwärtige Aufgabe erwächst. — Die „Anfügungen“ an jedes Kapitel und die Literaturzusammenstellung am Schluss des Buches zeugen von dem ungeheuren Fleiß, den eine solche Zusammenschau erfordert. Wer sich in Einzelfragen weiter einarbeiten will, erhält dort Hinweis und Wertung.

Die Schriftleitung.

Herzland des Reiches.

Stolz ragt der Adler des Reiches vom Hauptsturm der fünftürmigen Barbarossapfalz zu Hagenau, das sichtbare Symbol, daß sich hier zwischen der Gaardt und dem Schwarzwald, zwischen Odenwald und Wasgenwald, zur Stauferzeit das Reichsland des ersten Reiches dehnt. Reichsland wird das Land am Oberrhein unter den Stauferkaisern, den neuen Kaisern vom Oberrhein, den Erben der salischen Oberrheinkaiser. Steht zu Speyer der Dom als das große Grabmal der Salier, so liegt zu Lautern die Lieblingspfalz des Kaisers Rotbart, und vom Trifels stich der Bergfried der ersten Reichsbeste des Stauferreiches in den Himmel, Hüterin der Reichsinsignien, der Symbole des Reiches. Den steilen Pfad zum Trifels herauf bringt die lange Kette der Sauntiere den sizilischen Staatschatz, von Heinrich VI. gewonnen, von den Zinnen des Trifels schauen die gefangenen Großen aus dem Südland über die deutschen Wälder, und in seinem Palas harret König Richard Löwenherz von England in der Haft Heinrichs des Lösegeldes aus der Heimat. Rings um die Staatsfeste dehnt sich der Kranz der Stauferburgen, der Reichsburgen am Oberrhein, und Ritter vom Oberrhein halten vom Sarz bis zum Ätna die Wacht für das Reich. Die Reichsritter vom Rhein sind die Schwertgarde des Stauferreiches. Ritter von Marlenheim sind Staufervögte auf Kastellen, die das Mittelmeer umspült, Ritter von der Hohkönigsburg sind Stauferstatthalter am Apennin. Siegfried von Hagenau zieht als Reichsmarschall Heinrichs VI. durch Sizilien, und

der größte Statthalter Heinrich VI. wird Markward von Anweiler vom Fuße des Trifels. Einer vom Oberrhein, wo die Reichsburgen als die Wiegen des Reichsheeres stehen, und wo sich diesen Waffenkammern des Reiches seine Schatzkammern in den erblühenden Goldstädten am Oberrhein gesellen.

Über den Ursprung der Städte in Deutschland besteht viel Unklarheit und Ungewißheit und wenig Übereinstimmung der Forscher. Bei allem Scharfsinn der Urkundendeutung scheint öfters übersehen worden zu sein, daß eine Stadt nicht nur eine Urkunde und eine Urkunde noch keine Stadt ist. Diese Urkunden sind die Geburtscheine der altdeutschen Städte, aber deren Geburtsakt wird die wachsende Verdichtung des wirtschaftlichen Wachstums in den deutschen Landen, und dieses Wachstum entfaltet sich zur Stauferzeit am lebendigsten am Oberrhein. Um die Bischofs- und Königspfalzen zu Worms und Speyer, Straßburg und Basel und Konstanz, staut sich der Strom des oberrheinischen Wirtschaftslebens zu den Staubecken der Wirtschaft, die diese Städte darstellen, und so reich ist dieser Strom, daß nirgendwo im Deutschland dieser Jahrhunderte in so dichter Folge so stolze Stadtmauern ragen, wie sich von Basel bis Mainz im Rheine spiegeln. Im Geburtsjahrhundert der deutschen Städte, der Wirtschaftswende im Mittelalter, wird das Land am Oberrhein ein Wirtschaftsgebiet von besonderer Art und Bedeutung, ein „Ruhrgebiet“ des dreizehnten Jahrhunderts. Der Oberrhein wird die Straße der neuen Wirtschaft, der goldene Strom Deutschlands und die Oberrheinebene ein Kleinod für das deutsche Königtum, das Land der stärksten Burgen, der reichsten Städte, das Schwertland und das Schatzland des Reiches. Das Wort aus dem zwölften Jahrhundert, daß hier in der Ebene von Basel bis Bingen „vis maxima regni“, die stärkste Kraft des Reiches liege, ist eine Wahrheit für die ganze Stauferzeit. Hier am Oberrhein breitet sich das Herzland des ersten Reiches in seiner stolzesten Zeit.

Es hat nicht an Stimmen in der historischen Diskussion über das altdeutsche Reich gefehlt, die diesen seinen Oberrheincharakter für eine der Ursachen seines Untergangs erklärt haben, weil sich „Deutschland nicht ... von den Berghängen der oberrheinischen Ebene her habe regieren lassen“. Diese Ansicht bedeutet eine völlige Verkenning der geographischen und wirtschaftlichen Grundlagen des mittelalterlichen Hochreiches bis zu den Stauern. In Stauferdeutschland fließt der Oberrhein nicht an der Grenze des Reiches; in diesem Reichsraum, der an der Maas anhebt und an der Elbe endet, ist der Rhein ein zentraler Nervenstrang und das Land am Oberrhein ein Land im Herzen des Reiches. Vor der großen Ausweitung des deutschen Raumes in den Osten ist der Oberrheinraum die eine der beiden Basen des Reiches in Altdeutschland.

Die andere ist Sachsen und im Kampf der salischen und stauferischen Kaiser vom Oberrhein mit den Sachsenherzögen offenbart sich ein großes Ringen zwischen den beiden Polen des Reiches im Hochmittelalter. Es wird der geographische Grundzug des Streites zwischen Stauferkaisern und Welfenherzögen, obschon Staufer und Welfen nicht nur in Sachsen, sondern auch in Schwaben und in Italien Rivalen und die Welfen so gut wie die Staufer ein Südgeschlecht an der Schwäbischen Alp und dem Apennin sind. Aber im Kampfe Friedrich Rotbarts gegen Heinrich den Löwen kehrt auch der Kampf Heinrichs IV. um den Harz wieder.

Mit einem wesentlichen Unterschied. Die Salier wagten im Vordringen vom Oberrhein an den Harz den Versuch der Verbindung der beiden Reichsbasen und wollten ihren Reichsbau auf den sächsischen und den oberrheinischen Fuß stellen. Die Staufer können nie versuchen, ihre Hand nach dem Harz auszustrecken, und Friedrich I. gibt das Reichsland am Harz gegen Besitz um Badenweiler her. Sein großer Gedanke wird die Verbindung des deutschen Reichslandes am Oberrhein mit dem italischen am Po, der Gedanke eines Kernlandes des stauferischen Imperiums zwischen Rhein, Rhone und Po. Nicht aus dem Blickwinkel der Gegenwart kann dieser Plan betrachtet werden, sondern aus der Perspektive der Zeit von Marich und Geiseric bis zu den Normannen. Die Stauferzeit wird der Schlusssatz eines tausendjährigen germanischen Zeitalters im europäischen Süden, und erst allmählich erlischt die jahrhundertalte germanische Tradition in der Lombardei, dem Lande der Langobarden, das noch im endenden Mittelalter in deutschen Chroniken nur „Lamparten“ heißt. Die Schlacht von Legnano, wo Friedrichs Hoffnung auf den Gewinn der Lombardei erlischt, endet diese Rhein-Po-Synthese, fast ehe sie begonnen. Der italische Reichsraum bricht auseinander, aber das deutsche Land am Oberrhein bleibt bis zum Untergang der Staufer das Herzland des Reiches und die Stauferzeit wird die stolze Zeit der deutschen Geschichte am Oberrhein.

„Auffallend ist, wie vieles und wie großes damals gerade hier am Oberrhein lokalisiert erscheint. Es ist die reichste Zeit der elsässischen Geschichte“, sagt ein Biograph des Elsaß über diese Zeit der Staufer. Es ist die reichste Zeit der gesamten oberrheinischen Geschichte. Denn es ist die Reichszeit des Deutschtums am Oberrhein. Reichspfalzen, Reichsstädte, Reichsburgen rings um den Oberrhein! Reichskraft, Reichsmacht und Reichsgeist! Vor achthundert Jahren schon ist das Oberrheinland Reichsland — das bleibt ein Grundzug der deutschen Geschichte am Oberrhein. Die Reichstradition, aus dieser Zeit geboren, wird das Erbe der Stauferzeit an die kommenden Jahrhunderte. Es wird durch diese Jahrhunderte wirken, daß in dieser Reichszeit die Stammesgrenze zwischen Franken und Alemannen am Oberrhein in der Einheit der Reichsburgen und der Stauferstädte von Speyer bis Zürich ins wesenlose geschwunden ist, und seit dieser Zeit bleibt der Reichsgedanke im deutschen Volk am Oberrhein tief verwurzelt. Auch wenn der Fluch des Duodez, dieses große Verhängnis der deutschen Vergangenheit, nach dem Ende der Staufer gerade im

Stauferland am Oberrhein am furchtbarsten in Erfüllung geht.

Der Untergang des Stauferreiches wird zum Untergang des Reichslandes am Oberrhein. Der erste Akt der deutschen Geschichte am Oberrhein, das Kapitel der Kaiser vom Oberrhein, die Geschichte der Reichsversuche und der Reichsvollendung am Oberrhein ist zu Ende. Ihr zweiter Akt wird die Geburt der Kleinstaaterie, dieser Sünde des deutschen Partikularismus gegen die deutsche Nation.

O b e r r h e i n i s c h e Z w e r g w e l t .

Wie sich mit dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert die endgültige Entscheidung über die staatliche Formung des Alpengebietes gestaltet, kommt nach fünfzehnhundert auch zwischen Bodensee und Neckar die Bildung der Staatenkarte zu einem gewissen Abschluß. Die Geburtswehen des oberrheinischen Duodez sind vorüber. Nach einem zweihundertfünfzigjährigen Chaos gewinnen Grenzen und Herrschaften am Oberrhein Stetigkeit und Anerkennung, und der Pfälzische Krieg von 1504 zwischen Kurpfalz und einer Fürstenfront wird die letzte große Fürstensehde, sein Ergebnis, der Übergang der elsässischen und ortenaubischen Reichslandvogtei von Kurpfalz an Habsburg, die letzte große territoriale Veränderung am Oberrhein. Die Zeit der Fehden ist vorbei, die Zeit der Federn bricht an. Die Entscheidungen über Staatsgrenzen und Staatsrechte im Oberrheinraum fallen fortan weniger auf Schlachtfeldern als in Schreibstuben, und an die Stelle des Kriegszuges tritt der Prozeßzug vor dem Reichskammergericht der Pergamentkrieg. Auf ein Vierteljahrtausend Befehdung folgt ein Vierteljahrtausend Beharrung im oberrheinischen Duodez und die oberrheinische Staatlichkeit hat nach 1500 ihr Gesicht erhalten, das sie in den Grundzügen bis zu ihrem Untergang in der napoleonischen Zeit behalten wird.

Es ist das Gesicht einer Zwergstaaterie.

In verwirrender Vielheit und Winzigkeit füllen Ritterdörfer und Reichsstädte, Grasschaften und Hochstifte, Prälaturen und Fürstentümer den oberrheinischen Raum, und die dynastische Duodezersplitterung ertötet alle natürliche Raumeinheit am Oberrhein. Die alten Gaue, seit dem Hochmittelalter schon von den erwachsenden Herrschaften zersetzt, gehen völlig im Gewirre der neuen Territorien unter. Linzgau, Hegau, Breisgau, Ortenau und Baar diesseits des Rheins im alemannischen Raum werden so gut Sammelsurien von Zwergherrschaften wie die Elsaß-Gaue und die Frankengau vom Blies-Speyer-Worms-Gau über Lobdengau, Kraichgau, Ufgau zum Elsenzgau, zur Wingerteiba und dem Taubergau. Die Meersburger Herrschaft des Bischofs von Konstanz, die Reichsstadt Überlingen, die Reichsabtei Salem, sind im alten Linzgau neben der an Fürstenberg gefallenem Grasschaft Seiligenberg, dem Torso des Gaues, entstanden. Im großen Hegau sitzen zu Messkirch die Vögte der Grafen von Zimmern, zu Stockach und Radolfzell die habsburgischen Hoheitsträger, auf dem Twiel die Burgvögte des Herzogs von Württemberg. Vor den Toren der Reichsstadt Konstanz liegen das Reichsstift Petershausen und die Mainauer Deutsch-

ordensinsel, und in Gottlieben ragt die Burg der Bischöfe von Konstanz, die sich auch die Reichenau einverleibt haben. Auf den zum See auslaufenden Schwarzwaldhängen liegen die Landgrafschaften Klettgau und Stühlingen, und auf dem Hochschwarzwald bildet sich ein St. Blasisches Staatsgebilde von Bonndorf über das Schönauer und Todtnauer Tal bis Staufen. Der Abt von St. Blasien ist zwar kein Reichsfürst, er ist habsburgischer Hoheit untertan, aber dies „Vorderösterreich“ genannte Habsburggebiet am Oberrhein ist mehr Vielheit als Einheit.

Am vorderösterreichischen Beispiel offenbart sich am offensten der Trieb zu partikularer Sonderung in diesem Duodez. Dieser Habsburgraum auf der Saar, im Breisgau und im Elsaß, ist eine große Zusammenfassung des Klein-Duodez dieser Gebiete geworden, aber niemals gedeiht diese Konzentration zu wirklicher Einheit. Vorderösterreich ist ein Bundesstaat in Duodez, ein Bündel der einzelnen in ihm vereinten alten Herrschaften, die Summe der Herrschaft Triberg, der Städte Villingen und Bräunlingen, der Waldstädte und der Herrschaft Hauenstein, der Herrschaften Schwarzenberg und Kenzingen und der Städte Freiburg, Breisach, Rheinfelden, und der elsässische Habsburgraum zerfällt in die Herrschaften Belfort, Pfirt, Landser und Ensisheim. Jede der großen vorderösterreichischen Abteien von St. Blasien über St. Peter und Waldkirch bis zu Schwarzach und Schuttern, ist ein eigenes Herrschaftsgebilde und über siebenzig Ritterherrschaften liegen im vorderösterreichischen Raum. Dergestalt stellt sich das größte Staatsgebilde im südlichen Oberrheinraum, der Staat des Breis- und Sundgaus, dar, und die Südwestecke des Breisgaus bildet die obere badische Markgrafschaft, seinen Nordraum das badische Land und Emmendingen, im Sundgau liegt die eidgenössische Reichsstadt Mülhausen, im Oberelsaß um Rufach Gebiet des Hochstifts Straßburg und der Reichsabtei Murbach. Schlettstadt und Colmar mit Münster, Kaysersberg, Türkheim, Rosheim, Obernheim, Zagenau, Weissenburg und Landau, die Zehn-Städte der elsässischen Landvogtei, sind Reichsstädte unter habsburgischer Pfandhoheit, Schicksalschwester der mit der Landvogtei Ortenau zu habsburgischem Pfandbesitz gewordenen Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Hier, im mittleren Oberrheinraum, in der Ortenau, ist die Zersplitterung vollendet. Der Rest des Reichslandes um Achern und Ortenberg gehört den habsburgischen Landvögten, Ettenheim und Oberkirch sind dem Bischof von Straßburg untertan, die alt-geroldseckische Ritterherrschaft Lahr-Mahlberg gehört jetzt gemeinsam den Markgrafen von Baden und den Grafen von Saarwerden-Saarbrücken, und den Besitz der Lichtenberger zu Willstätt haben die Grafen von Hanau geerbt.

Sehr deutlich zeigt sich sogar in diesem Duodez die Verbundenheit rechts- und linksrheinischen Gebietes in dieser Sphäre. Die Reichsstadt Straßburg strahlt weithin in die Ortenau aus, der Bischof von Straßburg ist Herr zu Zabern wie zu Ettenheim, die Landvogtei Ortenau korrespondiert der Landvogtei Zagenau, die Hanau-Lichtenberger haben ihren Hauptsitz zu Buchweiler im Unterelsaß, und viele

Reichsritter sind vielfach gleichermaßen in der Ortenau oder in Unterelsaß begütert. Aber in alledem ist jede Einheit geschwunden. Allein die Markgrafschaft Baden bewahrt — in ihrer Doppelung — in ihrem geschlossenen Hauptstück von Bühl bis Graben die alte Ufgaueinheit, in ihrem Ostarm zu Liebenzell und Altensteig greift sie aus der Rheinebene auf den Ostschwarzwaldraum über, natürliche Fortsetzung des fürstenbergischen Gebietes um Neustadt und Donaueschingen auf der Saar und Wolfach, Haslach im Kinzigtal, aber schon der Kraichgau ist zu Bretten und Wiesloch kurpfälzisch, zu Bruchsal und Udenheim hochstiftlich speyrisch und in vielen Splittern reichsritterschaftlich. Zwischen der Grafschaft Saarbrücken und dem Herzogtum Zweibrücken im Westen dehnt sich diese Gemengelage von Kurpfalz, geistlichem Fürstentum und Ritterherrschaften bis zur Grafschaft Wertheim im Osten.

Wie zu Landstuhl ein Rittergeschlecht regiert, ist Bopberg eine Ritterherrschaft bis zum endlichen Anfall an Kurpfalz; wie das speyrische Deidesheim neben dem kurpfälzischen Neustadt, liegt das mainzische Buchen neben dem kurpfälzischen Mosbach, und das Taubertal vollends, dieses begehrte und blühende altdeutsche Weinland, lebt unter dem Krummstab des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Würzburg.

So sieht die Staatskarte des altdeutschen Duodez am Oberrhein aus. Kein großräumiges und geschlossenes Gebiet ist im Oberrheinraum entstanden, und noch diese Kleingebilde sind in Splitter auseinandergerissen. Zwischen den Bischofschlössern zu Zabern und Ettenheim liegen Dörfer vieler anderer Herren. Die Markgrafen von Baden sind zwar Herren zu Müllheim und Pforzheim, aber Bretten gehört Kurpfalz und Freiburg Österreich, und zwischen dem fürstenbergischen Donaueschingen und dem fürstenbergischen Heiligenberg liegt das österreichische Stockach. Raum der kleinste Landstrich am Oberrhein ist eine staatliche Einheit. Die Breisacher haben einen anderen Landesherren als die Isener, die Schopfheimer einen anderen als die von Rheinfelden, die Engener einen anderen als die Kadolfzeller. Kenchen gehört den Bischöfen von Straßburg, Achern den Herzögen von Österreich und Bühl den Markgrafen von Baden, und es ist nicht tröstlicher, daß die Gernsbacher und die Ladenburger zwei Fürsten zugleich dienen, die einen den Grafen von Eberstein und den Markgrafen von Baden, die anderen den Kurfürsten von der Pfalz und den Bischöfen von Worms. Es wird das wichtigste Kennzeichen dieser altdeutschen Kleinstaaterie, daß sie in ihrer Winzigkeit noch der Geschlossenheit entbehrt. In wirren Fegen liegen in diesem Duodez die Fürstentümer, Bistümer und Herrschaften durcheinander, bunt ineinander vermengt; sie bestehen eigentlich nur aus Enklaven, ohne Zusammenhang durch die Zufälligkeit dynastischer Heiraten und dynastischer Erbschaften, durch Kauf, Tausch und Teilung der Fürsten zusammengesüßt und auseinandergerissen.

Der Zufall fürstlicher Familiengeschichte bestimmt das staatliche Geschick des Deutschtums am Oberrhein. Auf Fürstenhochzeiten werden diese Duodezstaaten geboren, mit ihren Fürstenfamilien sterben sie, durch Fürstentestamente werden sie geteilt. Die Dynastien

werden das Schicksal des deutschen Landes am Oberrhein, und es ist das Schicksal sinnloser Zerrissenheit. Der entfesselte Partikularismus gibt in Fürstenheiraten den Dörfern um Lichtenau den Grafen von Hanau, den Lehrern und Saarbrückern Grafen von Nassau zu Landesherren. Weil die Habsburger Österreich erobern, bleibt durch Jahrhunderte Wien die Hauptstadt des Dreisgaus, wird ein Kernland am Oberrhein zum Hinterland der Donau, aus dem Organismus der Heimat ausgegliedert durch den Mechanismus einer Dynastie. Weil die Wittelsbacher Pfalzgrafen bei Rhein und Herzöge von Bayern sind, schlägt sich eine Brücke vom Oberrhein zur Isar, die nur auf dynastischen Pfeilern ruht, aber nach sechshundert Jahren noch Kaiserslautern an München binden wird. Die deutsche Geschichte am Oberrhein wird zum klassischen Beispiel der Auflösung aller natürlichen Einheit und Geschlossenheit eines Volksraumes durch den Partikularismus und seine Dynastien.

Die dynastische Zufälligkeit triumphiert in solchem Maße über die geschichtliche und geographische Gegebenheit, daß sich der Name der alten Mortenau auf ihren Fortan allein „Ortenau“ genannten, österreichischen Teil beschränkt, während der zur Herrschaft Lichtenberg gehörende Teil nach seinem Dynastengeschlecht der Grafen von Hanau sogar den Namen des „Hanauer Landes“ erhält. Gleichermaßen schrumpft der große Dreisgau zum Begriff der österreichischen Herrschaften in diesem Gau zusammen, und die Dreisgau-Untertanen der Markgrafen von Baden heißen fortan die „Markgräfler“, wie die Untertanen der Pfalzgrafen zu den „Pfälzern“ werden, dynastischen Begriffen wie Braunschweiger und Württemberger. „Dynasten-Stämme“ und „Dynasten-Landschaften“ entstehen am Oberrhein im Banne des Duodez, und die in der Staufenzzeit erwachsende oberrheinische Einheit geht im Sieg der Kleinstaaterie unter.

Es gibt eine solche natürliche Oberrheinraumeinheit. „Die Tatsache, daß südlich der Straße, die von Offenburg durch das Kinzigtal nach Villingen führte, bis zum Rheinknie bei Basel keine große Straße den Schwarzwald überschritt, hat die Rheinebene stark von den Gebieten östlich des Schwarzwaldes geschieden. Das Oberrheintal rechts und links des Stroms stellte dagegen eine eng verflochtene Einheit dar“, und deutlich hat sich zur Stauferzeit diese oberrheinische Einheit abgehoben von der Einheit „Schwaben“ im mittelalterlichen Reichsraum. Fast immer spricht das Mittelalter in sichtbarer Scheidung von dem „Herzogtum Schwaben und Elsaß“, und dieser Begriff „Elsaß“ beschließt mehr und mehr den ganzen Oberrheinraum in sich, in einer Zeit, in der nicht nur die Reichsritter der Ortenau und des Unterelsaß, „à cheval sur le rhin“ sitzen, zu beiden Seiten des Stroms zu Hause sind. Der Rhein ist keinerlei Scheidestrich durch den Oberrheinraum, fast alle Staatsbildungen an ihm liegen auf beiden Ufern, ob Neustadt und Heidelberg, Deidesheim und Bruchsal, Weinheim und Baden-Baden, Buchweiler und Lichtenau, Zabern und Oberkirch, Ensisheim und Freiburg zum gleichen Territorium gehören. Hier gibt es keine scharfe Grenze zwischen Elsaß und rechtsoberrheinischem Land. Aber als die Habsburger mit Rittern vom oberen Neckar

und vom oberen Rhein nach Österreich kommen, scheiden die Österreicher sehr klar zwischen „Suevi“ und „Rhenenses“. Zwischen Schwaben und Oberrheinern. In diesem Begriff der „Rhenenses“ um 1300 beginnt sich oberrheinische Raumeinheit zu sprachlichem Ausdruck zu formen, als der Verfall in die Kleinstaaterie diese Entwicklung zur Einheit endet. Inmitten der Zerrissenheit am Oberrhein jedoch taucht diese Einheit immer wieder auf in den Einigungsversuchen im gotischen Duodez. Die energischsten Einigungsversuche werden die gotischen Städtebünde, und all die vielen Städtebünde des endenden Mittelalters am Oberrhein schwingen um die Achse Straßburg zwischen den Polen Mainz, Worms, Speyer und Basel, Bern, Zürich. Diese Linie ist das Rückgrat des großen Rheinischen Städtebundes von 1254. 1327 ersticht wiederum ein Städtebund von Mainz bis Zürich, das Dreistädtebündnis von Straßburg, Freiburg, Basel um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist als Mittelstück eines großen Bundes von Worms bis Luzern gedacht, und als gegen Ende dieses Jahrhunderts der große Schwäbische Städtebund sich bildet, schließen die Städte am Oberrhein einen besonderen Rheinischen Bund. Ein Jahrhundert später wird die „Niedere Vereinigung“ ein Ansatz zur oberrheinischen Einheit, und sie widersteht lange dem Eintritt in den neugeschaffenen Schwäbischen Bund von 1487. Sie tritt ihm erst bei, als er sich zu einem allgemeinen Reichsbund weitet, und sie bricht auseinander in der Scheidung des schweizerischen vom oberrheinischen Raum. Dies aber ist das Schicksal all dieser Erscheinungen oberrheinischen Einheitsstrebens in der Gotik. Das Duodez tötet alle Ansätze und Aussichten, und die zum Abschluß dieser Entwicklung vom Reichsregiment der Fürsten beschlossene Einteilung des Reiches in Kreise wird der Endsieg des Partikularismus über die oberrheinische Einheit. Diese Kreiseinteilung von 1500, 1512 und 1521 wirft Freiburg und Graz im österreichischen Kreis, Heidelberg und Köln im kurrheinischen zusammen und schafft das Zerrbild eines oberrheinischen Kreises, der von Chambéry in Savoyen bis nach Kassel sich hinzieht. Das ist der Schlussstrich der Dynastien durch alle Einheit am Oberrhein. Von den Haardtbergen bis zum Bodensee hat die Geburt der Kleinstaaterie den Organismus des oberrheinischen Raumes zu jahrhundertelangem Siechtum verkrüppelt und verzerrt.

Vorposten für das Reich.

Der Ruf nach dem Reich wird das historische Schlusswort der deutschen Geschichte am Oberrhein, die sich im Ausgang des Dritten Reiches erfüllt und vollendet. Historische Erfüllung, historische Vollendung wird das Deutschland Adolf Hitlers für das deutsche Land am Oberrhein: Erfüllung jahrhundertelanger Sehnsucht des Deutschtums am Oberrhein, Vollendung geschichtlicher Entwicklung in diesem deutschen Volksraum. In sehr tiefem geschichtlichen Sinn und nicht nur in staatsrechtlicher Nomenklatur wird das im Bismarckreich in die deutsche Gemeinschaft rückgekehrte linksoberrheinische Land „Reichsland“ im zweiten Reich für den Bundesstaat des Bismarckreiches zwar bedeutet dieses „Reichsland“ nur eine Notlösung und

ein Notgebilde, aus dynastischen Rivalitäten geboren. Dem Blick in die Geschichte aber offenbart sich Rückkehr zu alter Reichstradition, und wenn sich dem Blick in die Zukunft in diesem Reichsland Ansatz zu neuer Reichsentwicklung über den Föderalismus des zweiten Reiches hinaus zu bieten scheint, ist es im geschichtlichen Sinne kein Zufall, daß gerade im Oberrheinraum dieser Ansatz erwächst. Der ganze Oberrheinraum ist eine Art Reichsland im Bundesreich. Im Chor des dynastischen Partikularismus, der auch im Kaiserreich nicht verstummt, ist die Stimme vom Oberrhein die schwächste, und die anderswo leidenschaftlich als Schutzschranken der Einzelstaatlichkeit gegen die Reichsgewalt bewahrten Sonderrechte werden hier mit Selbstverständlichkeit dem Reiche dargebracht. „Jeder spinne seinen Faden gleich und unbekümmert darum, wo er verwoben wird; denn ganz Deutschland ist nur ein Webstuhl“, dieses Wort Großherzog Friedrichs I., Antwort auf eine Klage über Abwanderung guter Arbeitskraft aus dem Schwarzwald nach Berlin, wird zum Sinnspruch des Reichsgeistes und der Reichsfreude am Oberrhein.

Es ist ein Wort, das tief in historischer Tradition wurzelt. Denn immer offenkundiger wird in der neuen Reichsgemeinschaft, daß die Reichstradition am Oberrhein, das eigentliche Erbgut seiner Geschichte, das partikularistische Erbe nur eine Erbsünde gegen diese Tradition ist, und in dieser Erkenntnis gewinnt die deutsche Geschichte am Oberrhein im Werden des

Dritten Reiches ihre historische Vollendung. Es ist die Geschichte eines deutschen Raumes, der vom Reichsland im ersten Reich zum Reichsland im Dritten Reich geworden ist nach tragischem Verfall in sieben Jahrhunderten des Duodes und der Zerrissenheit. Wie der Abwehrkampf gegen Separatisten und Sonderbündelei in der franzosenbesetzten Pfalz die machtvollste Krönung des historischen Kampfes am Oberrhein wird, wie Albert Leo Schlageter sich in die Reihe der Kämpfer für das Reich am Oberrhein einreicht, so wird der Aufstieg des Nationalsozialismus am Oberrhein die geschichtliche Vollendung alter Volkssehnsucht nach Reich und Einheit, alten Widerstrebens gegen Einzelstaaterei und Sondergewalten. Die Überwindung der historischen Tragik, die ein dreiviertel Jahrtausend das deutsche Schicksal am Oberrhein verdüstert hat. Und das Wort, das bei der Gründung des zweiten Reiches gesprochen wird: „Nirgends mehr als hier an der äußersten Südwestecke des gemeinsamen Vaterlandes kann die Notwendigkeit eines engen Zusammenschlusses aller deutschen Stämme gefühlt werden“, kann in noch tieferem Sinne jetzt im Dritten Reich bekannt werden: Nirgends tiefer als hier in der deutschen Grenzmark am Oberrhein, einer Leidensstätte deutscher Zerrissenheit, kann die Überwindung des deutschen Partikularismus durch Adolf Hitler und die Reichswerdung des deutschen Volkes im Dritten Reich erlebt werden, die Erfüllung der deutschen Geschichte am Oberrhein in dem Reiche des Führers!

Werner Jansen Canossa.

W im vierten Tage seiner Buße zu Canossa war Heinrich zumute, als stürzten die Mauern der Burg über ihm zusammen. In der Dunkelheit des Nachmittags ließ er plötzlich sein Pferd satteln und ritt seinem Gefolge voraus gen Reggio. Jedermann achtete sein Bedürfnis nach Einsamkeit, alle edlen Herzen atmeten auf, daß der schöne, ritterliche, nun so jämmerlich gedemütigte König ihnen aus den beschämten Augen kam.

Der Schnee wirbelte in dichten Wolken, und der König hatte genug damit zu tun, auf den Weg zu achten. Aber schließlich überwältigten ihn die Einsamkeit der Nacht, das saufende Schweigen und die Erschöpfung der letzten Tage, er schloß im Sattel ein, und als er erwachte, waren ihm Weg und Richtung verloren. Er ärgerte sich, und dann wandelte ihn das Lachen an: was verschlugs auf dem dornenvollen Pfade seines Lebensstreites, wenn er einmal eine Meile nebenan traben mußte? Er glaubte, über den Schneewehen Feuerschein zu sehen, hielt darauf zu und fand

ein Gehöft. Ein Greis öffnete das Tor, gedankenlos fragte Heinrich auf deutsch nach dem Wege, und deutsche Laute schlugen ihm freudig entgegen. Ein prasselndes Feuer lockte in die Kammer, Heinrichs starre Glieder dürsteten nach Wärme, er fand einen Stall für sein Pferd und für sich einen Platz auf der Holzbank neben dem offenen Herde, dazu einen Becher dunklen, herbsüßen Weines.

„Ein Ritter aus Deutschland!“ flüsterte der Alte strahlend und glitt mit seinen braunen Tagen ehrfürchtig über das Schwert, das der König abgenestelt und quer über den Tisch gelegt hatte.

„Und du? Hausest du als Einsiedler?“

„Allein mit meinen Ziegen und Zügnern. Ich war ein Dienstmann im Heere Herrn Heinrichs und bin hier vor einem Menschenalter hängengeblieben. Eine langweilige Geschichte, Herr! Erzählt lieber mir etwas von den Zeitläuften da droben jenseits der Berge. Aber sagt — Ihr schaut ehrlich drein — wie steht Ihr zum Papst?“

Heinrich lächelte und verbarg sein Gesicht im Becher.
„Er ist mein Freund nicht, Alter!“

„Dacht' ich's! So ein Herr wie Ihr, jung, stark, schön! Wie könntet Ihr den Teufel lieben, der unsern gnädigen Herrn und König in den Bann getan hat! Sagt, Herr, ist der König wirklich über die Alpen gezogen? Steht er mit Heeresmacht in der Lombardei? Springt er dem hartherzigen Pfaffen an den Hals? — Herr, ich war dabei, als König Heinrich vor dreißig Jahren drei Päpste auf einmal absetzte, und niemand wagte auch nur zu niesen. Das waren Zeiten! Jetzt sitze ich hier und warte auf die Toren von Königen, die der römischen Netze nachlaufen, statt den Unrat aus dem eignen Haus zu fegen.“

Heinrich sah nachdenklich an die verräucherte Decke, ein Schinken mit frischrotem Schnitt und blütenweißem Speck leuchtete ihn an, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Die Stunde war ohnehin Goldes wert, er kramte ein Stück aus seinem Beutel und versetzte den Alten damit in geräuschvolle Tätigkeit. Beim Rauern und Schlürfen überdachte er, die Ansicht eines alten Kämpen und Ziegenhirten über die eignen königlichen Dinge einmal auszukosten und sich an ihr zu reiben. Der Gegensatz begangener Tat zu ihrer geplanten Beredung belustigte ihn und machte ihn vollends munter. Er hieb das Dolchmesser in den Tisch zum Zeichen, daß er noch nicht willens sei, endgültig vom Schinken zu lassen, lehnte sich an die Wand und fragte, was denn der gastliche Wirt von dem Streit zwischen König und Papst im einzelnen wisse und halte.

„Was brauch ich da zu wissen?“ scholl es dröhnenden Basses zurück. „Der König will oben sein, und der Papst desgleichen. Da ist es klar und verständig, daß der König das größere Recht hat.“

Canossa lag zwar erst eine gute Stunde hinter ihm, aber Heinrich mußte lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. „Schade, alter Freund, ewig schade, daß die Dinge etwas verworrener liegen.“

„Ach Gott, Herr“, murzte jener dazwischen, „ich sitze hier über dreißig Jahre und habe manch verworren Ding bestaunt, das jetzt ganz dumm und einfältig ausschaut. Es ist eine königliche Kunst, verwickelte Sachen einfach zu machen.“

Heinrich lobte ihn mit freudigen Augen, und die Lust brannte in ihm, sich diesem verwandten Blute zu offenbaren wie Christus den Jüngern, und dann sein Urteil zu fordern. Aber er schlug einen andern Weg ein. „Das hast du sehr schön gesagt, Alter, das von der königlichen Kunst. Jetzt werde ich einmal so tun, als sei ich der König Heinrich und müßte dir alle Not und allen Jammer klarmachen, und du darfst mich fragen, was du willst. Der König, will also sagen ich — ich habe eine herrliche Erbschaft angetreten, aber ich war ein Kind, Dreikäsehoch, hatte schlechte Freunde. Da fiel das Reich auseinander, denn jeder hing an seinem eignen Nutzen, die Großen und Größ-

ten allen voran. Das war eine gute Nahrung für den Papst, der deutsche Zwist und Neid und Eigennutz —“

„Wahr! Ach, wie wahr!“ rief der Berghirt und trank in tiefer Erregung aus Heinrichs Becher einen erheblichen Schluck.

„Ja, mein Alter, es war nicht leicht, aber gottlob hatten meine gekrönten Vorgänger die geistlichen Herrschaften wohlausgestattet, so daß sie ein gutes Gegengewicht gegen den auffässigen landsitzenden Adel boten.“

„Und sie hielten zu Euch?“ schrie der Hörer voll sattem Hohnes.

„Das mußten sie, denn ich war es, der sie mit Ring und Stab belehnte, und so hingen sie ganz und gar von mir ab. Aber höre, als ich neun Jahre alt war, säte der Papst Nikolaus, was heute Gregor erntet: er erließ ein Verbot, daß Laienhände einen Bischof oder Abt einsetzen dürften.“

„Ich seh ihn noch, den französischen Zieraffen!“

„Nun, es hat ihm nichts geholfen. Ich wuchs heran, wurde stark und zügelte das Köflein Deutschland ganz artig. Bis der Teufel selber aus einer faulen Wahl zum Stellvertreter Gottes auf Erden emporstieg und aus altem Unrecht neues Recht drehte. In meiner Lombardei, mußt du wissen, gibt es außer dem Adel und der Geistlichkeit noch eine Partei, nämlich die Städte. Diese Krämer sind mit ihrem Schacher so stark geworden, daß sich Adel und Geistlichkeit lieber auf meine Seite stellten und mir heute noch anhangen. Kurzum, die Lombardei ist mir treuer als Deutschland, weil ihr die Not zu nahe am Pelz sitzt — die Krämer, Toskana, der Papst, dahinter die wilden Normannen von Sizilien bis Neapel. Aber das führt zu weit. Ein gutes Jahrlein ist es her, da wollte ich den Bischof zu Mailand belehnen, denn an die alten, frechen Sätze des Franzosen dachte niemand mehr, da kam Gregor und verwies mir das in dürren Worten, als sei ich sein Knecht. Ah, wie horchten meine deutschen Großen auf! Nun kriegt er Streit mit dem Papst, frohlockten sie, und sie spuckten sich schon in die Hände, um den Segen recht kräftig aufzufangen. Aber die deutschen Bischöfe standen mir bei, und ich setzte den Papst ab, wie weiland mein Vater es dreifach getan. Vier Wochen hatte ich in Deutschland gute Zeit, die Bischöfe waren oben auf, denn sie konnten Gregor und seine Knete ohnehin nicht leiden. Der Adel duckte sich wieder unter die Krone und zog die Raubkrallen ein. Dann kam der Bann.“

Heinrich verstummte und sah in seine gefalteten Hände. Sein schönes Gesicht verfiel und wurde alt und grau, seine Lippen zuckten, als stiegen ihm Tränen auf. „Hirt“, fuhr er fort, „du kannst nicht ermessen, was in Deutschland überlieferte Dinge bedeuten. Im Bann sein! Hirt, das heißt unter dem rüdigsten aller Hunde stehen, von jedem gemieden, von allen verflucht. Und im Herbst hatten die großen Barone, Grafen und Fürsten die Geistlichkeit in die Knie gezwungen und mich abgesetzt, das heißt, sie gaben mir vier Monate Zeit,

wenn ich bis dahin nicht vom Bann gelöst wäre, dann sollte der Satan, will sagen Gregor, nach Augsburg kommen und mir das Urteil sprechen. — Du weinst? Alter, besinne dich, wir spielen ja nur den armen König Heinrich.“

Der Greis erhob die großen, tränenfeuchten Augen und grollte: „Spiel oder nicht, aber es war doch so, Deutschland hat seinen Herrn verraten! Aber er ist den Narren entkommen, er ist in seiner getreuen Lombardei, er fängt den heiligen Satan und röstet ihn an seinem eignen Höllensfeuer. Sagt es, Ritter, bestätigt es!“

„Mein guter Alter, die Lombardei ist treu, aber wie soll ich sie halten, wenn ich Deutschland nicht habe? Es ist ja nicht so, daß ein König ein Königreich braucht, sondern umgekehrt, und das meinige in Blut und Boden heißt Deutschland. Dort bin ich, wohlverstanden, immer noch rechtens König, und nur der Bann steht dawider. Ist der gelöst, so müssen sie mich anerkennen, ob sie es gern tun oder im Zorn.“

„Das weiß Gregor so gut wie Ihr und Eure deutschen Gernegroßen. Nimmer löst er den König!“ Der weiße Bart sträubte sich, die Augen wuchsen wie Feuer im Sturm, er hob den Becher abermals und trank ihn aus, stand verwirrt und lief in die Abseite und füllte ihn wieder. „Herr, denkt nicht, ich sei ein Säufer, das war einmal. Nun, glaubt mir's, reicht ein Becher für den ganzen Mond, aber Eure Geschichten machen mir warm.“

„Jetzt wird's Kühler“, scherzte Heinrich, „ich entwich meinen werthen deutschen Schwertgesellen und stieg mit Frau und Kind über die Alpen in meine Lombardei und demütigte mich vor dem Papst. Er aber ließ mich stehen. Und da stand ich denn im Bußgewand, mit nackten Füßen, im Schnee und wartete auf seine priesterliche Gnade —“

„Hört auf, Ritter! Treibt Euer Spiel nicht zu weit und laßt den König draus. Nie und nimmer glaube ich das von dem Sohn meines seligen Herrn! Mit nackten Füßen! Im Schnee vor diesem gelben Geziefer! Ihr kommt von Canossa, Herr, Ihr wißt, dortselbst sitzt der Teufel in seiner Angst vor dem König und seinen Lombarden, und Ihr habt mit seinen windigen Pfaffen dies Märchen zur Schande des Königs ausgeheckt. Schämt Euch! Das ist allzu dumm! Der König vor dem Papst im Schnee und sollte an die Gnade dieses Erzgrausamen glauben? — Mann, ich habe keinen Überfluß, und Fleisch und Brot und Wein sei Euch vergönnt, aber das behalt' ich nicht von Euch. Mit dem König beschimpft Ihr unser ganzes Volk.“ Und er hieb das dünne Goldstück auf den Tisch.

Heinrich ließ es liegen. Er löste den Beutel vom Gurt und spielte mit den Münzen über der Tafel. „Wie du willst, Girt. Aber nimm noch einmal an, ich sei der König und hätte mich derart gedemütigt, und es

fände sich wirklich ein Priester der göttlichen Gnade, der mich dann noch so mit Füßen von sich stieße, was glaubst du, was dann Deutschland täte?“

„Es stünde auf wie ein Mann und zerrisse den Pfaffen.“

„Ganz recht gesehen, Alter, so seltsam kann unsre Heimat sein. Und um der Einigkeit seines Vaterlandes willen darf auch ein König sich tief in den Staub beugen. Gibst du das zu? — Du schweigst? Wohlan, Freund, wenn aber wirklich der Papst, bedrängt von seinen Freunden, ja von seiner Freundin, der Markgräfin, dies unkönigliche Schauspiel nicht länger mit ansehen konnte, wenn wirklich dieser Papst Gregor seinen Haß mit Klugheit überwand — und nach seiner Ordensregel durfte er ja dem Büßenden die Losprechung nicht verweigern —, wenn er den Bann von mir nahm und damit seinen Helfern in Deutschland die Waffen selber aus der Hand schlug — war dann meine Demütigung vergebens? Verdammst du mich, Alter?“ In seinem Herzen war dem armen König Spiel und Rede längst zu todesbitterem Ernst geworden. Es schien ihm, als stünde er entblößten Leibes vor seinem ganzen Volk und müsse seine Wunden aufweisen und verteidigen. Seine Tat war getan, aber in dieser Stunde stand er noch einmal vor ihr und wog mit neuer Waage ab, ob er sie tun oder lassen dürfe. Zum erstenmal sah er sich als winzige Figur in dem ungeheuren Kampf der Erde und ihres lebendigen Blutes gegen einen dunklen, kalten, unsichtbaren Feind, einen geisterhaften Vampir am Herzen der Menschheit, und es war ihm, als führe er allein mit sehenden Augen ein Heer von Blinden gegen die Zwingsburg eisigen Verstandes. So hatte er die Kirche nie gesehen, ihn graute, und der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn.

Sein Wirt war an den Herd getreten und schürte die Flammen, daß der dämmerdunkle Raum taghell wurde. Mit seinen wilden Augen musterte er den König, als wolle er die letzten Falten seines Wesens erfassen, und mit einem Male überließ ihn ein zitterndes Erkennen. „Herr“, stammelte er, „wo ließ ich meinen Verstand? Ihr seht ihm ähnlich, Ihr seid es wirklich selber, Ihr spieltet mit mir und ließt mich gegen Euch murren. Ach, Herr, verzeiht! Wie anders als in der Ferne sehen doch in der Nähe Menschen und Dinge aus! Ich habe meine Ziegen und Zühner und halte ihren Stall sauber. Ihr habt Volk und Land und müßt für beide im Schlamm der Welt stehen und Euer eigen Herz begraben, damit das Volk lebe. König, verzeiht mir, und habt Dank für die Ehre, die Ihr Euerm Knecht getan.“ Seine Blicke irrten über den Tisch, er griff zum drittenmal den Krug, hob ihn und sprach: „Diesen Trunk bring' ich dir und deinem Geschlecht! Möge unser Alter glücklich sein!“

Aber Heinrich nahm ihm den Becher mit Lachen und Weinen vom Munde und trank ihn aus wie ein Verdurstender, dem ein himmlischer Bote einen Grals-trunk in sengender Wüste reicht.

II. Matthiae Die Schulen der Siebenbürger Sachsen.

II. Das Gymnasium.

(Schluß.)

Die Siebenbürger Sachsen besitzen sechs ganzstufige und drei halbstufige Gymnasien. Und zwar befinden sich die ganzstufigen in den Städten Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Bistritz, die halbstufigen in Sächsisch-Regen, in Mühlbach und in Zeltau. Früher waren diese Anstalten ganz nach deutschem Muster eingerichtet, so daß die Abiturienten unserer Gymnasien sich ohne weiteres an den deutschen Hochschulen einschreiben lassen konnten. Das ist heute nicht mehr ganz so, weil die Anstalten seit der Zugehörigkeit Siebenbürgens zu Rumänien, auch den französischen Anstrich erhalten haben, den das rumänische Schulwesen hat. Nicht nur, daß diese Anstalten schon äußerlich in der Benennung „Lyzeum“ von dem deutschen Typus des Gymnasiums abgerückt sind, sie sind auch innerlich dem Lehrplan nach etwas geworden, was sein Vorbild durchaus in der französischen höheren Lehranstalt findet. Das soll ein kurzer Blick auf den Lehrplan zeigen. Auf dem Gymnasium in Siebenbürgen wird außer Rumänisch und Deutsch, welches letztere die Unterrichtssprache der Anstalten ist, nur eine Fremdsprache unterrichtet und zwar Französisch. Das Französische wird gleich von der ersten Klasse des Gymnasiums an bis zur letzten unterrichtet. In derselben Weise wird die rumänische Sprache, aufbauend auf die Kenntnisse der 4. Klasse der Volksschule, bis in die 8. Gymnasialklasse geübt; der Lehrplan für die rumänische Sprache sieht die Behandlung der gesamten rumänischen Literaturgeschichte vor; der rumänische Sprachunterricht umfaßt in jeder der acht Klassen des Gymnasiums fünf Wochenstunden. In der 4. Klasse kommen zu diesen noch weitere sechs Wochenstunden in rumänischer Sprache hinzu. Dafür ist die Behandlung der rumänischen Geschichte in zwei, der rumänischen Verfassung in einer und der Geographie Rumäniens in drei Wochenstunden vorgeschrieben. Dasselbe wiederholt sich in inhaltlich breiterem Ausmaße noch einmal in der 8. Klasse. Das Ausmaß der Kenntnisvermittlung in Weltgeschichte, deutscher Literatur, den Naturwissenschaften, Mathematik und in Latein dürfte wohl dem Ausmaße der Lehrpläne an einem deutschen Reform-Gymnasium gleichkommen. Verschieden von einem solchen Lehrplan in Deutschland ist bei uns die Bestimmung, daß in der 7. und 8. Klasse der siebenbürgischen Gymnasien philosophische Propädeutik in je zwei Wochenstunden unterrichtet wird.

Die Absolventen der siebenbürgischen Gymnasien stellen sich nach Schluß der 8. Klasse der staatlichen Kommission der Bakkalaureats-Prüfungen. Diese Prüfung entspricht durch die Rechte, die sie im Falle des Bestehens verbürgt, genau der deutschen Reifeprüfung. Sie ist Bedingung für die Immatrikulation an den Hochschulen Rumäniens, für die Aufnahme in die Militärschulen und für die Einstellung in die Staatsverwaltung. Auch das Einjährigerecht im rumänischen Heer ist als gesetzliche Bestimmung an den Besitz des Bakkalaureatsdiploms gebunden.

Und wie sieht es nun mit der Handhabung einer solchen Prüfung aus? — Von dem Jahr an, in dem sie zum ersten Male abgehalten wurde, d. i. seit Sommer 1923, ist sie der Schrecken nicht nur der Minderheiten Rumäniens, sondern sogar des Staatsvolkes.

Der Erfolg dieser Prüfung ist denn auch in jedem Jahre verblüffend. Der Durchschnitt der nichtbestandenen Prüfungen in der ganzen Reihe der Jahre von 1924 bis 1936 beträgt etwas mehr als 45 v. H. Noch verhängnisvoller ist diese Zahl, wenn man sie nur auf die deutsche Minderheit in Rumänien berechnet. Dann liegt sie bei 63 v. H. Was das für einzelne Jahrgänge ausmacht, kann man sich vorstellen! In den Jahren 1932 und 1933 betrug die Zahl der durchgefallenen deutsch-minderheitlichen Kandidaten 74 v. H. Ganz groß war der Erfolg aber erst im Jahre 1934, in welchem dieselbe Zahl und bei derselben Minderheit, und nur bei ihr, auf 87 stieg.

Im Zusammenhang mit dem Gymnasium nur noch ein kurzes Wort über die Lehrkräfte. Der alte Bestand unserer Gymnasialprofessoren, der noch aus früherer Zeit stammte und daher wesentlich an den Universitäten Deutschlands seine Bildung erhalten hatte, ist auf kleine Reste zusammengeschrumpft. Der Nachwuchs ist spärlich. Er reicht augenblicklich noch aus, da aus den Jahren 1925 bis 1930 ein bescheidener Überschuß da war. Aber noch bedenklicher als die reine Nachwuchsfrage ist die Ausbildung dieses Nachwuchses selbst. Die Mehrzahl von den neuen Lehrkräften haben ihre Kenntnisse an den rumänischen Universitäten erworben und ermangeln daher wahrscheinlich dieser besonderen Erziehung, die auf die Pflichten dem eigenen Volke gegenüber hinführt. Nur wenige sind es, denen es gelungen ist an reichsdeutschen Universitäten zu studieren und gleichzeitig von den rumänischen Unterrichtsbehörden die erforderliche Anerkennung ihrer im Ausland erworbenen Diplome zu erlangen. —

III. Die Fachschulen.

Unter diesen ist an erster Stelle das evangelische Volksschullehrerseminar zu nennen. Und zwar verfügt von dieser Schulgattung unter allen deutschen Volksgruppen in Rumänien nur Siebenbürgen über zwei Anstalten; eine in Hermannstadt für Volksschullehrer und eine in Schäßburg für Volksschullehrerinnen. An diesen beiden Seminaren werden die Lehrkräfte für alle deutsch-evangelischen Volks- und Kleinkinderschulen in ganz Rumänien, und nicht nur für die siebenbürgischen Anstalten, ausgebildet. Das sind also gute $\frac{2}{3}$ der gesamten deutsch-minderheitlichen Volksschullehrkräfte in Rumänien. Das restliche Drittel wird von den entsprechenden Anstalten der katholisch-deutschen Kirche der Banater Schwaben für deren Volksschulen gestellt. Die Ausbildung an den beiden siebenbürgischen Seminaren beginnt nach abgelegter 4. Gymnasialklasse und dauert vier Jahre. Nach der 4. Klasse wird unter

dem Vorsitz eines rumänischen Regierungsvertreters die Diplomprüfung abgehalten. Die an sich schon diplomierten Bewerber werden dann noch für ein Jahr zu einem Sonderkursus und zur Ausübung des Vorbereitungsdienstes an der Anstalt gehalten. Besonders wichtig ist, daß die Zöglinge gemeinschaftlich in den zur Anstalt gehörenden Heimen wohnen.

Der Lehrplan ist im Wesentlichen der gleiche wie in den vier oberen Klassen der Gymnasien. Erweitert wird er nur durch Klavier-, Violin- und Gesangstunden; theoretischem und praktischem Unterricht in Pädagogik und einer allgemeinen Ausbildung in Landwirtschaft und Gartenbau. Man ersieht aus dieser Erweiterung des Lehrplans, daß der siebenbürgische Volksschullehrer zum wesentlichen Förderer und Leiter einer siebenbürgischen Dorfgemeinde in allen ihren Belangen erzogen und vorgebildet werden soll.

Die Lehrkräfte dieser Anstalten sind in derselben Weise vorgebildet wie die Lehrkräfte der Gymnasien. Eine weitere Gruppe von Fachschulen bilden die *Handelschulen*. Von diesen gibt es entsprechend den siebenbürgischen Verhältnissen drei verschiedene Gattungen. Erstens eine höhere Handelschule in Kronstadt. Diese Anstalt ist in ihrem Sinne die einzige deutsche Anstalt in Rumänien überhaupt. Sie baut auf auf die 4. Klasse des Gymnasiums und ist vierklassig. Das an ihr erworbene Abschlußzeugnis berechtigt zum Studium an den Handelsakademien des In- und Auslandes. Es ist neben dem Bakkalaureatszeugnis und dem Volksschullehrerdiplom das einzige Zeugnis, auf Grund dessen noch die Zuerkennung des Einjährigenrechtes beim Militär erfolgt. — Die zweite Gattung bildet eine Handelschule für Mädchen in Hermannstadt. Sie ist nicht etwa jener ersten Gattung siebenbürgischer Handelschulen vergleichbar, sondern nur ein dreijähriger Kursus, in dem im Wesentlichen die Formen der kaufmännischen Geschäftsabwicklungen vermittelt werden. Sie ist aber erforderlich, um auch in diesem Berufszweig die vorhandenen Arbeitsplätze nicht fremdvölkischen überlassen zu müssen. — Noch bedeutungsvoller für die große Mehrzahl des Nachwuchses unsres siebenbürgisch-sächsischen Kaufmannstandes ist die dritte Gattung. Sie ist zugleich Handels- und Gewerbechule. Von dieser Gattung besitzen nur die Siebenbürger Sachsen einige Anstalten, und zwar in jeder größeren Stadt je eine; die übrigen deutschen Volksgruppen in Rumänien besitzen keine. Diese Anstalten sind Abendschulen. Jeder deutsche Handels- und Gewerbelehrling besucht sie vier Jahre. Über die Erlernung von Buchführung und der Erlernung der handelsmännischen Korrespondenz in deutscher, rumänischer und französischer Sprache hinaus kommt diesen Anstalten noch eine besondere, das Volkstum erhaltende Bedeutung zu: Es werden neben diesen fachmännischen Kenntnissen auch noch Kenntnisse in deutscher Literatur und allgemeiner Weltgeschichte vermittelt. Leider ist der Wert dieser Anstalten dadurch herabgemindert, daß der Unterricht bloß abends stattfindet, d. h., daß man Menschen, die tagsüber schon im praktischen Berufe müde geworden sind, auch am Abend noch zu weiterer Arbeit verpflichtet. Allein diese Tatsache beweist nicht desto weniger, welche ungeheure Anstrengungen man macht, um auch den deutsch-sächsischen Kaufmann in die Lage zu versetzen,

nicht nur den Wettbewerb der fremden Nationen auf seinem Gebiete auszuhalten, sondern darüber hinaus auch dafür zu sorgen, daß er den Zusammenhang mit seinem eigenen Volke nicht verliere. Es wäre erforderlich, die Zahl gerade dieser Anstalten zu vergrößern, damit selbst in kleineren Städten der künftige deutsch-sächsische Kaufmann ihrer Erziehung teilhaftig werden könnte.

Zu der Gruppe der Fachschulen in Siebenbürgen gehört auch noch eine wichtige Gattung: Die *Ackerbauschulen*. Hiervon besitzen die Siebenbürger Sachsen die einzigen Anstalten ganz Rumäniens. Eine Ackerbauschule befindet sich in Mediasch und die zweite in Marienburg im Burzenlande. Jede der beiden Anstalten ist mit einer Musterwirtschaft versehen. Die Mediascher Schule ist hauptsächlich auf Weinkultur eingestellt, während die Marienburger Schule nur Getreidebau und Viehzucht pflegt. Es entspricht dies den örtlich bedingten Möglichkeiten der Landwirtschaft in Siebenbürgen.

Diese Anstalten sind von großem Wert. Wenn man aber bedenkt, daß von den 800 000 Auslandsdeutschen ganz Rumäniens ungefähr 620 000 Bauern sind, so wird man begreifen, wie wenig die vorhandenen Ackerbauschulen ausreichen. Wenn auch das Bauerntum der Siebenbürger Sachsen weit über dem Durchschnitt des rumänischen Bauerntums steht, so ist doch nicht zu leugnen, daß ihre Betriebe noch viel ertragnisreicher einzurichten wären, als es augenblicklich der Fall ist. Freilich ergibt sich schwerlich ein Maßstab dafür aus dem eigenen Lande. Aber ein Vergleich der landwirtschaftlichen Betriebe Rumäniens mit denen Deutschlands würde eine gewaltige Rückständigkeit selbst der Siebenbürger Sachsen ergeben. Das einzig Unangenehme, das man unserem siebenbürgisch-sächsischen Bauerntum nachsagen könnte, ist sein grenzenloser Mangel an Fortschrittswillen und Fortschrittsfreudigkeit. Konservativ in allem sonst, was sein Leben von ihm an Verpflichtungen fordert, scheint er auch hier fast wie aus Gewohnheit konservativ sein zu wollen. Und er ist es hier bestimmt nicht am rechten Platz. Darum muß jede zukünftige Maßnahme, die darauf ausgeht, das siebenbürgisch-sächsische Bauerntum in dem Kampf um seine Selbstbehauptung zu stärken und widerstandsfähiger zu machen, damit beginnen, daß in der Seele des Bauern dieser erstorbene Wille zum technischen Fortschritt wieder lebendig werde. Und dazu gibt es nur ein Mittel: Die Volksgemeinschaft muß im ganzen dafür sorgen, daß die gute Hälfte ihrer Jungbauern die Möglichkeit habe, an den vorhandenen wie den noch im erforderlichen Ausmaße dringend einzurichtenden Ackerbauschulen einer gründlichen Erziehung teilhaftig werden zu können. Denn von der Erhaltung dieses Bauerntums, das die breite Grundlage des ganzen Volkskörpers bildet, hängt es ab, ob die Siebenbürger Sachsen, die ihren Bestand als Minderheit noch erschwerende, gegenwärtige Wirtschaftskrise werden überstehen können, oder ob sie an ihr zusammenbrechen müssen. — Die Gruppe der Fachschulen schließt ab mit den Fortbildungsschulen für die erwachsene Dorfsjugend. Über diese Einrichtung wurde schon im Zusammenhang mit der Volksschule das Wesentlichste gesagt. Zu ihr gehören an sich noch die Jugendvereinigungen auf dem

Lande: die Bruderschaft und die Schwesterschaft. Es sind Einrichtungen zum Zwecke der Selbstüberwachung. Wer auf Grund schwerer sittlicher Vergehen gegen ihre Ordnungen und Gesetze verstößt, wird ausgeschlossen und steht zeitweilig oder für immer außerhalb der Volksgemeinschaft.

Alle diese Einrichtungen, Fortbildungsschule wie Bruder- und Schwesterschaften, zeugen von höchster völkischer Not. Kein geringerer als Stefan Ludwig Roth hat sie ins Leben gerufen. Sie waren schon in seiner Zeit zum Zwecke der Abwehr ungarischer Nationalisierungsbestrebungen notwendig; heute aber sind sie geradezu unentbehrlich geworden. Die wirtschaftliche Not zwingt viele unserer sächsischen Burschen und Mädchen, in altrumänischen Städten Dienste anzunehmen. In Bukarest allein sind es nahezu 20 000. Viele von ihnen würden ihre Heimat nicht mehr sehen und gingen ihrem Volkstum verloren, wenn sie nicht ständig mit den Schwesterschaften und Bruderschaften ihrer Heimatorte in Verbindung bleiben würden.

IV. Organisatorische Grundlage und Finanzierung der siebenbürgischen Schulen.

Wenn man dies mannigfaltige Schulwesen im ganzen überblickt, wird man sich fragen, wodurch es zusammengehalten wird? Man wird sich auch fragen, ob eine solche Kulturrüstung nicht zu groß sei für ein Völkchen von 250 000 Menschen und von wem diese Anstalten unterhalten werden, da doch der rumänische Staat aus allem, was bisher über sein diesbezügliches Verhalten bekannt ist, niemals gesonnen war für ihren wirtschaftlichen Unterhalt aufzukommen?

Zur ersten Frage: Das gesamte Schulwesen der Siebenbürger Sachsen steht organisatorisch auf der Grundlage ihrer protestantischen Kirche. Sie stellt die einzige Grundlage dar, auf der verfassungsmäßig im rumänischen Staate Minderheitenschulen überhaupt errichtet werden dürfen. Die Partei oder Volksgemeinschaft der deutschen Minderheit in Rumänien übt nur die politische Vertretung unserer Belange im rumänischen Parlament aus und ist beispielsweise nicht ermächtigt Minderheitenschulen zu unterhalten. Es ist daher nicht zuletzt dem Staate anheimgestellt, ob es einmal eine Loslösung von dieser konfessionellen Gebundenheit im deutschminderheitlichen Schulwesen Rumäniens geben wird, oder nicht; d. h., ob es einmal eine einheitliche Volksschule aller Auslanddeutschen in Rumänien wird geben können.

Zur zweiten Frage: Für die Siebenbürger Sachsen allein wäre dieses Schulwesen zu groß. Tatsächlich ist es aber nicht zu groß, weil nur durch diese Einrichtungen auch noch eine großzügige Betreuungsarbeit an allen evangelisch-deutschen Volksgenossen in ganz Rumänien möglich ist. Denn wenn man die Sache genau nimmt, kommt das Schulwesen der Siebenbürger Sachsen nicht nur 250 000 Volksgenossen zugute, sondern etwa der doppelten Anzahl.

Noch vor dem Anschluß an Rumänien war die evangelische Kirche der Siebenbürger Sachsen mit der Gesamtheit ihres Volkes eins, weil alle Siebenbürger Sachsen Protestanten sind. Seit dem Anschluß Siebenbürgens an Rumänien ist sie mehr als dies, weil sie in ihrem Rahmen alle auf rumänischem Staatsgebiete

wohnenden Deutschen evangelischer Konfession vereinigt. Diese Ausweitung der sächsischen Kirche zu einer Landeskirche ist die große Tat der Siebenbürger Sachsen nach dem Weltkriege. Hand in Hand gehend mit diesem kirchlichen Zusammenschluß haben die Siebenbürger Sachsen alles nur Erdenkliche getan, um auch den nichtsächsischen Volksgenossen wenigstens eine Volksschule zu schaffen, sofern es sich nicht um den Anschluß ganzer Siedlungsgebiete handelte, wie etwa das der Deutschen in Bessarabien, die über derartige Einrichtungen bereits verfügten. Vor allem den am Rande Siebenbürgens und in Altrumänien zerstreut lebenden Volksgenossen ist dadurch geholfen worden. Auch wenn sie an einem Ort nicht die genügende Anzahl von Kindern aufweisen können, um eine eigene deutsche Volksschule zu gründen, braucht doch keines dieser deutschen Kinder die Staatschule zu besuchen. In Hermannstadt ist durch die Tatkraft eines unserer ersten Männer im Kampfe um unsere Selbsterhaltung, des Pfarrers Berth. Buchalla, ein Heim entstanden, in dem jährlich über 200 Kinder dieser in der Zerstreung lebenden Volksgenossen Unterkunft finden, um in Hermannstadt die Schule zu besuchen. Viele deutsche Kinder, die bereits nicht mehr wußten, ob Ungarisch, Deutsch oder Rumänisch ihre Muttersprache sei, haben dadurch wieder Deutsch lernen können. —

Nun zur dritten Frage: Die Mittel für den finanziellen Unterhalt des siebenbürgisch-sächsischen Schulwesens werden durch ein Doppelsteuersystem aufgebracht. Die Siebenbürger Sachsen erheben unter sich eine zweite Steuer für Kirche und Schule, genau in derselben Höhe und nach demselben Steuerschlüssel, nach welchem sie als Staatsbürger des rumänischen Staates ihren steuerlichen Verpflichtungen nachkommen müssen. Die Einziehung erfolgt durch die Kirche und ermangelt im Notfalle des Beistands der staatlichen Exekutionsbehörden nicht. Nun liegt aber in der allgemeinen Staatssteuer bereits ein Betrag für das rumänische Staatsschulwesen und die rumänische Nationalkirche, obgleich die deutsche Minderheit von diesen Einrichtungen keinen Nutzen zieht. Von rechts wegen sollte diese Summe bei den deutschminderheitlichen Steuerzahlern entweder in Abzug gebracht werden, oder der Staat müßte sie in vollem Umfange zur Unterhaltung der entsprechenden Einrichtungen dieser Minderheit an sie vergüten. Das erstere tut er nicht und auch das zweite nicht ganz, weil gerade die deutsche Minderheit seine besten Steuerzahler enthält. So hat er sich also entschlossen, jährlich ein Drittel von dem bei den deutschminderheitlichen Steuerzahlern in Abzug zu bringenden Betrag zur Unterhaltung ihrer Kirche und Schule zu vergüten. Diese Vergütung wurde bezahlt bis zum Jahre 1931. Im Jahre 1932 erfolgte sie nur zur Hälfte, um im nächsten Jahre auf ein Drittel herabzuschumpfen. Im Jahre 1934 wurde überhaupt nichts bezahlt, sondern ein Antrag durch die Kammer eingebracht, der bereits die Abschaffung des Vergütungsgesetzes forderte. Nur auf ganz energisches Einschreiten der Parlamentarier der deutschen Partei hin war es gelungen, wenigstens das Gesetz unabgeändert zu erhalten und vorerst die Nachzahlung des ganzen fehlbetrages für das Jahr 1934 zu erwirken. Außerdem hatte die siebenbürgische

Landeskirche ihren ganzen Besitz durch die allgemeine Agrarreform aus dem Jahre 1922 verloren und zur Aufteilung hingeben müssen, obgleich die Gesetzesvorlage zu dieser Reform nur die Aufteilung des Privatgroßgrundbesitzes forderte. Trotzdem war auch ihr Grundbesitz zur Aufteilung gekommen, dadurch daß die Reform ohne Beachtung der Gesetzesvorlage widerrechtlich auch auf den gesellschaftlichen Großgrundbesitz ausgedehnt worden war. So steht denn das ganze siebenbürgisch-sächsische Schulwesen ohne einen materiellen Rückhalt da. Das steuerliche Einkommen reicht kaum zur Unterhaltung des Vorhandenen, geschweige denn zu einer Verbesserung oder auch nur stellenweisen Erweiterung aus. Der Opferwille des Volkes zu seiner Selbsterhaltung kann kaum noch gesteigert werden, da das Volk an sich schon um seine nackte Existenz kämpft. —

V. Die siebenbürgischen Schulen in ihrem Verhältnis zum rumänischen Staat.

Zunächst die ganz grundsätzliche Tatsache: alle Schulen der Siebenbürger Sachsen sind staatlich anerkannte Lehranstalten. Die Lehrkräfte an ihnen sind staatlich geprüft und staatlich zugelassen. Die Lehrpläne stellt der rumänische Staat auf, jedoch dürfen sie für die Fächer, die in deutscher Sprache erteilt werden von unserer obersten Unterrichtsbehörde noch ergänzt werden. In der Durchführung des Unterrichts unterstehen unsere Schulen einer strengen staatlichen Kontrolle, die nur zu oft besserer berichten muß, als sie gerne berichten möchte.

Bei der Bekämpfung der deutschen Minderheit in Rumänien richtet sich der Angriff des Staates und

Staatsvolkes am stärksten gegen unsere Schulen. Der rumänische Staat greift unser Schulwesen von innen an, während er es äußerlich bestehen läßt. Von innen heraus soll dieses Schulwesen allmählich entnationalisiert und für seine Zwecke untauglich gemacht werden. Dann braucht der rumänische Staat wenigstens seine Mittel nicht dafür zu verschwenden, diesen Staatsbürgern, die einstweilen noch nicht Rumänen sind, die erforderliche Bildung in staatlichen Anstalten zu Teil werden zu lassen. Er läßt es daher ruhig zu, daß sich die Siebenbürger Sachsen an ihrer großen Kulturrüstung wirtschaftlich verbluten und sieht dadurch die Richtigkeit seines Grundsatzes, daß die Siebenbürger Sachsen über ihre eigenen Schulen und kulturellen Einrichtungen mit der Zeit am sichersten zum Kapitullieren gebracht werden könnten, nur um so mehr bestätigt. Wenigstens scheint es einem solchen Grundsatz nicht zu widersprechen, wenn er einerseits die Erlernung der rumänischen Sprache gleichzeitig mit der Erlernung der Muttersprache fordert und andererseits durch ein irrsinniges Prüfungssystem jede Möglichkeit des Nachwuchses für unsere geistige Ober- und Führungsschicht unterbindet, und zum weiteren die gesetzlich zugewilligten Unterstützungen zum wirtschaftlichen Unterhalt unserer Anstalten kürzt, schuldig bleibt oder überhaupt nicht auszuzahlen gewillt ist. Durch diese Maßnahmen kann es ihm allein schon gelingen, unser siebenbürgisches Schulwesen und damit die älteste Volksschule der Welt, die siebenbürgische Volksschule zu vernichten. Wird er es tun, und es bleibt ihm frei es zu tun, denn die Siebenbürger Sachsen sind im Hinblick darauf heute bereits nur mehr eine ohnmächtige Minderheit, so wird er nur die Schande des Zerstörers ernten!

Rilian Ganz Deutsche auf dem Äquator.

Da gibt es in Kenya, Britisch-Ostafrika, ein Städtchen, 150 km nordwestlich des Viktoria-sees. Es hat kaum mehr als 30 europäische Geschäfte und 50 indische Dufas (Läden). Vor 20 Jahren soll durch seine Straßen noch allerlei Steppengetier galoppiert sein. Heute stehen und fahren da zahlreiche Autos aller Alter und Fabrikate. In den Geschäften läßt sich alles kaufen, was auch ein verwöhntes Europäerherz sich wünschen mag. Dies Städtchen heißt Eldoret. Es ist wohl dieser Name eine Angleichung von Eldorado an die dortige Negersprache. Die Schwarzen nennen es aber trotzdem Sigestifor (sixty-four = 64) daher, weil man vor Jahren vom damaligen Endpunkt der heutigen Ugandabahn noch 64 Meilen mit dem Ochsenkarren bis Eldoret fahren durfte. Da das Ochsentreiben für den Schwarzen ebenso anstrengend ist wie für den Ochsen das Ziehen, wird er die Meilen dann gut gezählt und die erlösende 64 bis zur denkwürdigen Bezeichnung behalten haben. Wer Eldoret aufsucht, versteht seinen ersten Namen nur in der Regenzeit. Die Trockenzeit macht aus sei-

ner weiten Hochebene eine trostlose Steppe. 12 km außerhalb sind ganz großartige Wasserfälle. Die verschiedenartigsten Affen tummeln sich da. Im Nordosten bricht die 2000 m hohe Ebene jäh und steil zum afrikanischen Graben ab. Man hat dort einen phantastisch weiten Blick auf die wildreichen Wälder und Seen tief unten und hinüber auf die Berge der anderen Seite.

Eldorets Bewohner bilden wie auch die anderer afrikanischer Städte ein buntes Völkergemisch; beim Babelturm-bau kann es nicht besser gewesen sein. Daß man hier nicht auseinander läuft wie dort, liegt daran, daß der Europäer sich mit den anderen, den Negern, den Arabern und auch den Indern nur in einem gut verständlichen Imperativ unterhält. Von den zahlenmäßig all diesen anderen weit unterlegenen Europäern sind hier wie überall sonst im Lande die Engländer natürlich in der Mehrzahl, gehört ihnen doch das Land. Doch schon an der Küste in Mombasa kann ein landeskundiger Schwarzer dem Neuanfömmeling sagen, daß oben in und um Eldoret mehr „Germani“ zu tref-

fen sind als sonstwo in Kenya. Die Verteilung der einzelnen Europäer im Lande ist etwa so wie die der Städte in Deutschland, und insbesondere sind die Deutschen so vereinzelt wie unsere Städte mit über 70 000 Einwohnern.

An der Straße von Kapsabet nach Eldoret wird auch dem unachtsamen Reisenden zur Linken, etwa 15 km vor Eldoret, ein Bauernhaus nicht entgehen. Es ist das erste, das er auf der weiten Strecke zu sehen bekommt. Halb zugedeckt von Fiersträuchen hebt es doch sein Grasdach mit den Pferdeköpfen an den Giebeln darüber hervor.

Gleich rechts der Straße liegt ebenso wohnlich ein anderes Farmhaus. Dazu gesellen sich dem Straßenreisenden verborgen noch zwei andere. Ihr Bauand reicht jeweils bis an die Straße und zeigt, daß in den vier Häusern fleißige Menschen wohnen müssen.

Wohl gibt es außer diesen vier Farmen noch andere in der näheren und weiteren Umgebung Eldorets und noch andere Städte in Kenya mit deutschen Einwohnern und deutschen Farmen ringsum. Doch man braucht nur am ersten Sonntag im Mai, oder am ersten Oktobersonntag, oder auch an jenem Dezember-sonntag, an dem der deutsche Schulverein Eldoret sein Fest feiert, diese Straße zu kommen, und man wird die Besonderheit dieser vier Siedlungen erkennen. Da entdeckt man an Willi Mankes und Aug. Keutters Wegschild jeweils ein Zusatzschild mit wegweisenden Figuren: „Zum Festplatz.“

Auf diesen zwei Farmwegen fahren da mehr Autos ein und aus als an all den anderen stillen und einsamen Tagen. Die Insassen sind festlich gekleidet und frohgemut; es sind deutsche Männer, Frauen und Kinder. Dort im Wald, zwischen Mankes und Keutters Farm haben sich die Kenyadeutschen eine Festhalle gebaut aus Holz und Gras, ausgestattet mit Tischen und Bänken und auch einer Bühne, alles einfach, aber doch schön, weil man gleich sieht, daß es von deutschen Händen gebaut ist. Dahin kommen dann die Kenyadeutschen an den denkwürdigen Tagen des Jahres zusammen; dort bezeugen sie ihren Zusammenhalt und ihre Volksgemeinschaft unter sich und mit denen daheim im deutschen Lande. Sie gehören auch zu jenem Drittel des deutschen Volkes, das jenseits der Grenze lebt und leben muß, weil das deutsche Land für seine 100 Millionen einfach zu klein ist. Wie rührend die da draußen zusammenhalten und brüderlich sich helfen, und wie eng sie sich über Meer und Land dem deutschen Volk verbunden fühlen, das weiß nur der, der mit ihnen gelebt und selbst an sich erfahren hat, daß er seine Ersparnisse nur in Heimfahrten zählt. Das tun andere auch so, auch wenn Besitz und Beruf sie draußen festhalten, oder sonstige Umstände es nutzlos erscheinen lassen. Sie hoffen alle auf eine baldige Deutschlandreise.

Was insbesondere den einzelnen veranlaßt hat, sein Glück in fremdem Land zu suchen, ist schwer herauszubekommen. Allen ist eine gewisse Eigenwilligkeit und Unternehmungslust gemeinsam. Für mich war das seinerzeit entstandene Mißverhältnis zwischen der Zahl der Studierenden und ihrer Verwendungsmöglichkeit im höheren Schuldienst der Grund, weshalb ich als Hauslehrer auf dem Äquator landete. Die Schlechtesten sind diese Deutschen da draußen lange

nicht. Die, die aus zweifelhaften Gründen die Heimat verließen, sind besonders bei den Deutschen seltene Ausnahmen.

Welche Schwierigkeiten überwunden werden, um ein solches Fest nur ja nicht zu versäumen, dafür sei eine Zinfahrt geschildert, wie ich sie erlebt habe, und wie sie andere bei ihren Eldoretfestfahrten bisweilen auch erleben. Es war zum diesjährigen Maifest, das ich auch aus anderen Gründen lebhaft in Erinnerung habe. Damals war ich nicht mehr Hauslehrer; die betreffende Familie war weggezogen und hatte ihre Buben nach Windhuk in dem ehemaligen Deutsch-Südwest in die dortige Oberrealschule geschickt. In Deutschland waren meine Berufsaussichten inzwischen nicht wesentlich besser geworden, und so hatte ich mich entschlossen, da es auch da draußen eine andere Möglichkeit in meinem Beruf nicht gab, in den Goldminen des Landes Erwerb und Brot zu suchen. Auch lag mir daran, da ich einmal im Land war, etwas zu sehen. Wer nicht verwöhnt ist und von zu Hause einen gesunden Sinn und eine praktische Hand mitbringt, dem konnte es nicht schwer fallen, statt Unterricht zu geben, einmal in Schächte zu steigen, Negerarbeit einzuteilen, Grubenholz einzubauen, Gestein zu sprengen, Erz mit dem Lastauto zu fahren, Pochwerke zur Goldgewinnung zu überwachen und nötigenfalls wieder in Ordnung zu bringen, Bergwerk zu vermessen, die Karten dazu zu zeichnen u. a. Man muß es nur können und es mit Freude und Hingabe tun, nach mehr wird dort nicht gefragt. Also bei einer englischen Goldmine war ich damals zusammen mit einem anderen Deutschen 180 km von Eldoretweg ganz in der Nähe des Viktoriaasees. In der letzten Aprilwoche hatten wir so schweren Regen, wie ihn der deutsche Himmel nicht fertig bringt. Zudem waren wir beide bis zum Samstag nachmittag beruflich festgehalten. Aber, daß wir zur Maifeier nach Eldoret fahren würden, darüber bestand weniger Zweifel als Besorgnis ob des aufgeweichten und aufgewühlten Weges. Sobald es geregnet hat, sind die Straßen nicht besser als ein gepflügter Acker. Wir fuhrten für einen Neuling aus Europa wäre unsere Fahrt sicherlich das angstvollste Erlebnis gewesen. Wir waren daran gewohnt. Wir kannten alle Möglichkeiten, ein Auto vorwärts zu bringen und auch seine Leistungs- und Gefahrgrenzen. Das Auto mochte rutschen und tanzen und drehen und stecken bleiben, wie es wollte, es half ihm nichts, es mußte vorwärts. So kamen wir bis hinter Jala, einer fast ausschließlich indischen Siedlung, und hatten kaum ein Viertel des Weges. Um 4 Uhr waren wir an unserer Goldmine aufgebrochen; nun war es schon Nacht geworden, und schwerer Regen hatte eingesetzt. Da tat das Auto, wie ein störrischer Esel tut; es blieb stehen und tat nicht mehr. Zuerst versuchten wir es mit Güte, und man weiß ja, wie gütiges Zureden auf Individuen wirkt, die ganz und gar nicht wollen. Also wurden wir grob, wie es nicht gesagt werden kann. Das half auch nichts, bis wir uns dann einer Afrikanerregel besannen, nach der man am besten in kritischer Lage sich hinsetzt und eine Zigarette raucht. So glückte es, und bei unseren wiederholten Untersuchungen fanden wir bald heraus, daß durch das ewige Geschleuder und Gehopse eine Akkumulatorleitung sich gelöst hatte. Wir waren froh. Als wir dann es noch fertig gebracht hatten, an einem

anderen hoffnungslos feststehenden Auto vorbeizukommen, wurden wir mutiger, daß wir doch noch zeitig zum Fest kommen würden. So war es auch. Zwar war die Sonntagssonne schon aufgegangen, und der Festplatz schon belebt, als wir auf Mankes Farm ankamen. Mein Mitsfahrer, ein Pommer, der den ganzen Krieg mitgemacht hat, mehrmals verwundet war und in Kenya Fahnenträger der Partei wurde, meinte nur: „1914 war ich Fahnenträger des Seeres, und heute trage ich die Fahne der Partei, dazu bin ich hergekommen, hätte es gekostet, was es wolle.“ Andere wußten ähnliche Fahrerlebnisse zu erzählen. Von überall her kamen sie: Aus Kitale am Elgon, Kampala in Uganda, Rakamega, Njoro, Turbo und aus der Nakurugegend. Selbst aus Nairobi und Mombasa und sogar aus Moshi in dem ehemaligen Deutschost sind schon Deutsche nach Eldoret zu den Festen gekommen. Da sich fast alle kennen, und viele sich lange nicht mehr gesehen haben, gestaltet sich die gegenseitige Begrüßung zu einem außerordentlich freudigen Erlebnis für jeden.

In den Morgenstunden sind dann in der Festhalle die Feiern, wie sie der Bedeutung des Tages entsprechen, am Mittag allerlei Spiele und Unterhaltung. Ich habe es immer so erlebt, daß die Leute, je näher die Trennungsstunde kam, sich desto enger zusammensetzten. Mit großer Begeisterung und Andacht werden dann Lieder gesungen, Volkslieder, Vaterlandslieder, Soldatenlieder und Lieder aus den ehemaligen deutschen Kolonien. Wenn dann, alles Arm in Arm, im Reigen die Lieder gesungen werden, verwehren manche und besonders solche, die schon lange von daheim weg sind, die Tränen nicht mehr. Es war anlässlich eines dieser deutschen Feste, daß in Eldoret im Pionierhotel Filme gezeigt wurden, die man sich aus Deutschland hatte schicken lassen, „Schönheit der Heimat“, „Die Olympischen Spiele“ u. a. Dünkel und Manke hatten Tränen in den Augen und andere auch; das stellt man sich nicht vor, wie Heimatbilder diese Menschen packen können. Doch als dann erst in der Wochenschau ins Rheinland einziehende Fusaren gezeigt wurden, war's dem alten Klapproth doch zuviel. Er hatte bei den Fusaren gedient und in diesem Jahrhundert die weite Ebene seiner Heimat nicht wieder gesehen. Durch die Filmbilder wurde er der Umgebung entrückt und in seine Soldatenzeit versetzt. Der ganze Klapproth bebte im Rhythmus der Musik, und wie wahnsinnig machte er dem Kesselpauker die Bewegungen nach. Wie ich hörte, soll es ihm nun möglich geworden sein, nach Deutschland wieder einmal zu fahren.

Für mich war die diesjährige Maifeier der Tag des Abschieds von all den vielen Freunden. Da wird man dann vollgeladen mit tausend Grüßen an die Heimat. Der alte Gustav Maurer meinte: „Von Au am Rhein nach Zehingen ist es nicht weit; wenn du nach Zehingen kommst, frag nach dem Schäfersbue' vom alten Maurer, der bin ich, und sag Zehingen viele Grüße, vielleicht komme ich nicht mehr.“ Der viel herumgekommene Fritz Dünkel, der auch in Südwest die Kalahariexpedition mitgemacht hat, wiederholte immer und immer wieder: „Das sag' ich dir, grüß' mir mein Deutschland!“, und der junge Dr. Hannes Keudel, der entbehrend, fleißig und zielbewußt da draußen um eine Existenz ringt, da sein Deutschland auch für ihn

keinen Platz hatte, schrieb es mir noch: „Vor allem grüß' mir die Mädels und den Wein und denk dabei ab und zu an mich.“ Das ist so. Die dort draußen würden zustimmen, daß es so ist.

In diesem Zusammenhang möge neun anderer junger Kenjadeutscher gedacht werden. Sie gaben mir ernste Grüße zur Bestellung auf. Da diese Zeilen hauptsächlich von Lehrern gelesen werden und diese Grüße besonders der deutschen Jugend bestimmt sind, ist hier die beste Gelegenheit dafür. Bei den Festen in Eldoret habe ich zwar nie einen dieser neun Getreuen gesehen, und doch sind sie die Besten von allen, die stillsten, aber eindringlichsten Mahner. Fast am See, etwa einen Kilometer außerhalb von Kisumu, wohnen sie alle neun zusammen in einer schattigen Ecke des Stadtfriedhofes. Sie kämpften und starben für ihr Deutschland bei Kisi an der Kenya-Tanganjika-Grenze am 12. September 1914 bei einem tollkühnen Unternehmen des ebenfalls dabei gefallenen und begrabenen Oberleutnant Alfred Micknath. Es sind drei Gräber, einmal fünf und zweimal je zwei nebeneinander gebettet. Sie sind mit einfachem Gemäuer eingefast. Die Kopfseiten schmücken neun Tafeln mit den Namen der Toten: Oberleutnant Alfred Micknath, Gefreiter Emil Bock, Leutnant Konstantin Bullinger, Leutnant Wilhelm Bucher, Vizefeldwebel Heinrich Voss, Obermatrose Oskar Kämpf, Reservist Max Thomjen, Sanitätsfergeant Erich Seidel und Kriegsfreiwilliger Erich Bramkamp mit dem 17. September als Todestag. Ich war kurz vor meiner Heimreise dort. Wer kann die Fassung behalten, wenn er dort vor diesen Gräbern steht, diese Namen liest und die Mahnung der neun Gefallenen hört: „Wanderer, kommst du nach Deutschland, so verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befaht.“ So verabschiedete ich mich von allen dort.

Die feste in Eldoret gehen in froher Gemütlichkeit bis in die Nacht, und eine zweite Nachtfahrt wird gern dafür in Kauf genommen. Wir zwei hatten eine weit bessere Rückfahrt. Um 6 Uhr am Montag morgen dröhnte unsere Mine von den Sprengschüssen, so daß die Schwarzen ringsum es nicht wenig mit der Angst zu tun bekamen. Es war ihnen nämlich nicht geheim geblieben, daß die „Germani“ Tanganjika (Deutsch-Ostafrika) zurückverlangten. Zum Spaß hatten wir zwei sie dann vorher auf die Vermutung gebracht, daß die Deutschen in Eldoret diesmal zusammenkämen, um jetzt oder nie zu entscheiden, ob Tanganjika deutsch würde. Vom Krieg her sind sie belehrt, daß es nichts Tollkühneres und Wagemutigeres gibt als die „Germani“. Unsere Schüsse luden wir an diesem Morgen besonders scharf, und da wir am Samstag mittag nicht mehr gesprengt hatten, war die Zahl der Schüsse diesmal ungewöhnlich größer. Die Schwarzen waren nicht wenig erschreckt, und ich weiß nicht, wieviele schon ihre Zabeligkeiten vor uns beiden gebündelt hatten.

Der Sinn dieser deutschen feste in Eldoret ist mannigfaltig, wie auch ihre Ursache mannigfaltig ist. Das erste fest dieser Art war im Oktober 1934, als ich gerade zwei Monate im Lande war. Damals waren die Deutschen da draußen aus ihren „Höhlen“ schon herausgekrochen, in die sie sich aus Scham und Gram über ihr im Innern zerrissenes und außen miß-

achtetes armes Deutschland zurückgezogen hatten. Der Deutsche Schulverein Eldoret war gegründet, und an jenem denkwürdigen Oktobersonntag haben die Kenyadeutschen auf ihrem neuen Festplatz zum ersten Male ihre Geschlossenheit und Entschlossenheit bekundet. Ein Herr Kleine, den ein wechselvolles Schicksal in der Welt herumgetrieben hat, der Land und Leute, Volk und Völker kennen gelernt hatte, und schließlich von Rhodesien herkommend, um jene Zeit in Kenya sein Glück versuchte, hielt eine unvergesslich begeisterte Ansprache auf jenem Fest voller Freude darüber, zu einigen, hoffenden Deutschen gekommen zu sein.

Vielen waren Kinder erwachsen und standen vor der besonders vor dieser Zeit schweren Entscheidung, was aus ihnen werden soll. In der Zeit der deutschen Zerrissenheit daheim wurden die Bedenken des Gewissens leichter überhört, und man entschloß sich wohl eher, seine Kinder in eine fremde Schule zu schicken, da, wie man ab und zu hören konnte, sie doch nie Deutsche werden. Deutschland habe ja für die daheim nicht einmal Arbeit und Brot. Ich weiß nicht, wieviele sich schon mit dem Gedanken befaßt haben, sich ihrer Kinder wegen naturalisieren zu lassen.

Welche Not das ihnen bereitet und welchen Kampf das ihnen gekostet, kann niemand erraten. Auf einen deutschen Umbruch haben sie lange gewartet. Jetzt war man allgemein von dem Gedanken beseelt, alles zu tun, um die Deutschen zusammenzuschließen, anfangs insbesondere der deutschen Erziehung der Kinder wegen. Die Vorarbeiten dazu leistete der neu gegründete Deutsche Schulverein auf der einen Seite, und auf der anderen, das muß anerkannt werden, eine Frau Fischer in ihrer Privatschule. Es ist bedauerlich, daß es zwischen beiden zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit nicht kam, und wie die Verhältnisse waren, nicht kommen konnte. So mußte Frau Fischer gehen. Der Schulverein ließ sich aus Deutschland ein junges Lehrerpaar kommen.

Er mietete ein geeignetes Haus für die Schule und ein anderes für das sogenannte Boarding zum Wohnen für die Kinder. Damit wäre alles gut, und man sollte denken, daß der Schulverein jetzt nur noch die Aufgabe hätte, alle deutschen Kinder im Lande der Eldoreter Schule zuzuführen, um auch so bei größerer Schülerzahl weniger bemittelten Eltern helfen zu können. Jedoch bei den eigenartigen Verhältnissen des Landes wird die Eldoreter Schule nie mehr sein können als nur ein gewisser Notbehelf. Man stelle sich vor, das Land ist neu, bevölkert, wie gesagt, von den verschiedenartigsten Rassen und Nationen. Für einen Europäer hat es nichts Bodenständiges. Eltern und alle anderen Verwandten wohnen meistens in Europa. So kennt einer den anderen nur vom Sehen. Der einzelne fühlt sich nur mit seinem Stammvolke verbunden; ich glaube, nur wenige vermögen sich in Afrika zu Ende zu denken oder ertragen gar den Gedanken, daß ihre Kinder sich irgendwo dort verlieren sollten, wie ein kleiner Bach sich verliert, der nicht die Kraft mehr hat, zum großen Strom zu kommen. Das öffentliche Leben zeigt keinerlei Einheitlichkeit. Schon die Kleidung der verschiedenen Bewohner in ihrer Gesamtheit gibt ein viel bunteres Bild als ein Maskenball. Theater, Kino und Vereine in unserem Sinne bestehen kaum. Ostern, Pfingsten und Weib-

nachten mit ihrer schönen Zeit der Vorfreude treten kaum in Erscheinung. Diese Tage sind der Öffentlichkeit als „bank holliday“ bekannt. Burgen und Schlösser, Dome, Gegenden mit ihren Sagen und ihren Geschichten gibt es nicht, das Land selbst hat keine Geschichte. Darin wachsen unsere deutschen Kinder auf. Man weiß ja, wie Kinder aufnehmen und beobachten. Es ist nicht selten, daß sie suaheli so gut sprechen wie eine Stammessprache und beide so gut wie deutsch. Über Einzelheiten fremdrassiger Sitten wissen sie am besten Bescheid. Es sei hier nur eine kleine Begebenheit erzählt, die am besten auch als Ausnahme die Verhältnisse beleuchtet: Als einmal ein deutscher Farmer von Freunden besucht wurde, lief dessen Sohn im Anblick des ankommenden Besuchs hilfescheiend einer Negerhütte zu: „Mzungu nakuja, mzungu nakuja“ (ein Weißer kommt, ein Weißer kommt).

Dazu kommt, daß der Lebenskampf da draußen mehr als sonstwo, wenigstens was gewisse Berufsweige betrifft, eine Frage des Schicksals ist. Der Schwarze sagt angesichts des hereinbrechenden Unglücks „Zaisuru“ mit einer unnachahmlichen schicksalsergebenen Bewegung seiner Hände. Der Weise bäumt sich dagegen auf und droht mit geballter Faust zum Himmel, wenn der Regen ausbleibt, Hagelschlag, Zeuschrecken oder sonstiges Geziefer in wenigen Stunden die ganze Ernte vernichten. So ist das Leben dort mehr ein Glücksspiel, das mithilft, den ohnmächtigen Menschen zu zermürben. Ein übriges tut das Klima; es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß eine Familie, die ununterbrochen da draußen gelebt, mit ihrer dritten Generation am Ende angelangt ist. Die Kinder werden viel zu früh reif, die Buben sowohl wie die Mädchen.

An all diese Gesichtspunkte müssen Eltern mit Kindern denken. Bei der weiten Zerstreuung der Deutschen im Lande ist es aber auch noch so, daß sie sich trotzdem recht lange von ihren Kindern trennen müssen, wenn sie zur Schule gegeben werden. Ich weiß einen Fall, wo Eltern ihre drei Buben ein ganzes Jahr nicht mehr gesehen haben und beim besten Willen auch nicht sehen konnten, obwohl sie alle in Kenya sind. So entschließen sich viele leichter, im Hinblick auf die geschilderten Gefahren einer gedeihlichen Entwicklung ihrer Kinder das große Opfer einer oft Jahre langen Trennung auf sich zu nehmen und schicken ihre Kinder sobald wie möglich nach Deutschland in die Schule. So ist eigentlich die Eldoreter Schule nur ein guter Notbehelf für die, die das Opfer einer solchen Trennung nicht auf sich nehmen können, oder solche, deren wirtschaftliche Lage eine Unterbringung in Deutschland unmöglich macht, oder auch solche, die glauben, die Gefahren von ihren Kindern fern halten zu können. Die erste Aufgabe des Schulvereins und der dort mit ihm eng zusammenarbeitenden Parteigruppe ist daher zweifach, einmal die deutschen Kinder alle in der Schule zu erfassen und dann in der Hauptsache, rechtzeitig Möglichkeiten zu suchen und zu schaffen, sie nach Deutschland umzuschulen, wo dies den Eltern unmöglich ist.

Jenen, wie uns hier in Deutschland, gilt es:

„An's Vaterland, an's teure schließt sie an, dort sind die Wurzeln ihrer Kraft.“